

Die Gartenlaube

Verlag
Sünder
Hamburg



Wanderung im Herbststurm

Aufn. Wilhelm Carl-Mardorf

1932. Nr. 44
Berlin, 3. November

30 Pf. 10 Cents USA.
60 Groschen

Ausgabe B
m. Versidg. 40 Pf. zuzügl.
ortsüblich. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

Ein ehemaliger Wandervogel. Sie sind 28 Jahre alt, staatlicher Beamter und leben in einer kleinen Stadt. Sehnsucht nach dem eigenen Heim, nach der Familie trieb sie, eine Lebensgefährtin zu suchen, und es war Ihnen das nächstliegende, die zukünftige Frau in jenem Kreis zu suchen, dem Sie jahrelang mit großer Begeisterung angehörten — ein Mädchen aus der Wandervogelbewegung also.

Und nun kam die große Enttäuschung: jene Mädchen, die mit Rucksack und Wanderzeug als treue Kameraden der Jungen ihre Heimat durchwandern, denen bestimmte Ideen auch äußerlich eine ganz bestimmte Lebensform geben, scheinen Ihnen jetzt als ganz ungeeignet, außer Wandergefährtin auch Lebensgefährtin zu sein.

Ihre Enttäuschung wird mir um so besser verständlich, als Ihr Brief deutlich zeigt, daß Ihnen die Wandervogelbewegung mehr gewesen ist als ein geselliger Verein zum Zweck des Wanderns. Daß Ihre jetzige Beobachtung Sie gar so schmerzhaft trifft, hat aber noch einen tieferen Grund, der Ihnen nur noch nicht bewußt ist: Sie stehen nun einer eigenen Entwicklung gegenüber, die Sie früheren Interessen unbemerkt entfremdet hat: Sie haben von sich selbst noch immer das Bild des Zwanzigjährigen im Herzen getragen und müssen nun erkennen, daß dieser Zwanzigjährige nicht mehr existiert. Trotzdem halte ich Ihre Ektipsis für unrichtig, und Sie tun damit Mädchen unrecht, für die zum guten Teil die Begriffe Mutterschaft und körperliche Verantwortung noch ihren vollen Sinn haben und die sich gerade deshalb zur Ehefrau eignen. Wenn mich nicht alles täuscht, haben Sie ja auch im Grunde doch schon gewählt, und wenn das von Ihnen erwähnte Mädel auch heute noch in allzu burschikoser Robustheit auf das „Spiel“ weiblicher Reize verzichtet, was Sie offenbar sehr falsch als persönliche Gleichgültigkeit gedeutet haben, so wird sich dies sehr schnell ändern — wenn Sie der Rechte sind.

Mutter Karla. Sie haben vier Kinder im Alter von fünf bis zwölf Jahren und können sich mit Ihrem Mann nicht einig werden über die Zulässigkeit der gesellschaftlichen Notlüge in Gegenwart der Kinder.

Richtschnur muß unbedingt sein, diese Notlüge auf das mindeste zu beschränken. Wir können nicht Wahrhaftigkeit von den Kindern verlangen, wenn wir sie an anderer Stelle bewußt zu kleinen Unwahrheiten verleiten.

Der berühmte Auftrag: „Sag dem Onkel, Vater sei nicht zu Hause“, ist mehr als ein schlechter Witz, ist ein Unrecht am Kind. Diese gesellschaftlichen Lügen lassen sich oft auch viel leichter ver-

meiden, als unsere gedankliche Trägheit es zugibt. Einen Verkehr mit Menschen aufrechtzuerhalten, denen man nicht ehrlich sagen kann: „Laß mich bitte heute allein, es ist für mich nötig“, ist in acht Fällen von zehn überflüssig. Und in den zwei Fällen, wo man aus äußerer Verpflichtung oder aus beruflichen Gründen die Wahrheit nicht sagen kann, mache man nicht gerade die Kinder zu Boten. Nichts ist unsinniger als das Verhalten gewisser Mütter, die, völlig gesund, ihrem Kinde auftragen: „Sag der Tante, Mutti hat Kopfschmerzen und kann nicht kommen“, und dann ein andermal demselben Kind im Brustton erzieherischer Rechte die Leviten lesen, wenn es unter dem Vorwand von Krankheit die Schule geschwänzt hat.

Werner P. Sie ärgern sich darüber, daß Ihre Frau abergläubisch ist und einen kleinen Kult mit glückbringenden Amuletten und Maskotten treibt.

In Ihrem Brief steht der Satz: Sie könnten es noch verstehen, wenn jemand nicht als Dreizehnter bei Tisch sitzen will, aber was Ihre Frau treibe, ginge entschieden zu weit. Ich muß gestehen, ich kann nicht einen solchen Unterschied darin finden, ob man nicht der Dreizehnte sein will oder sich ein Negerpüppchen an die Lampe hängt, damit es Glück und Frieden bringt. Es ist hier auch nicht die Stelle, um sich mit dem Thema Aberglauben eingehend auseinanderzusetzen. Und es handelt sich in Ihrem Fall vielmehr um die immer notwendige gegenseitige Nachsicht. Lassen Sie Ihrer Frau die Freude, solange die Neigung im harmlosen Rahmen bleibt! Nicht nur bei Kindern bestärkt dauerndes Abstraten die Opposition!

H. S. Sie sind dreißig Jahre alt und mit einem Referendar verlobt, der demnächst sein Assessorat machen will. Da Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse nur beschränkt sind, so ist nach Ansicht einiger Familienmitglieder an Heiraten „nicht zu denken“. Sie leiden beide sehr unter der Trennung, und auch Ihr Verlobter wünscht sich sehnlichst eine eigene Häuslichkeit.

Die Meinung des Freundes Ihres Verlobten — der ja aus eigener Erfahrung spricht —, doch schon jetzt zu heiraten, scheint mir richtig zu sein; denn es ist wahr, daß ein Junggesellenleben kaum weniger kostet — vielleicht sogar mehr — als ein eigener kleiner Haushalt, in dem die Frau zu wirtschaften versteht. (Freilich, das muß sie wirklich verstehen!) Ihr Brief zeigt, daß Sie vernünftig und klar denken, und deshalb werden Sie auch Ihren zukünftigen Mann in seiner Arbeit nicht stören, sondern als guter Kamerad seine Sorgen und Interessen teilen und ihm so manche Kleinigkeiten des Alltags abnehmen, um die er sich sonst allein kümmern müßte. Und schließlich gibt auch das Glück der Liebe und ihre Verantwortung größere Lebenskraft und Arbeitsfreude. Ihre letzte Frage ist leider nicht klar genug formuliert, als daß ich sie beantworten könnte.

BiOX-ULTRA die sparsame rein deutsche ZAHNPASTA mit biologischer Sauerstoff-Wirkung

Als lösen die fesseln von Depression, Müdigkeit u. Überbürdung die echten Kola Dallmann

45 Jahre unübertroffen!

PREIS 90 Pf. PREIS 90 Pf.

»Trübsal, wer diesen belcheidenen, leistungsfähigen Helfer nicht in seine Dienste stellt.«

Aus einer Zusage

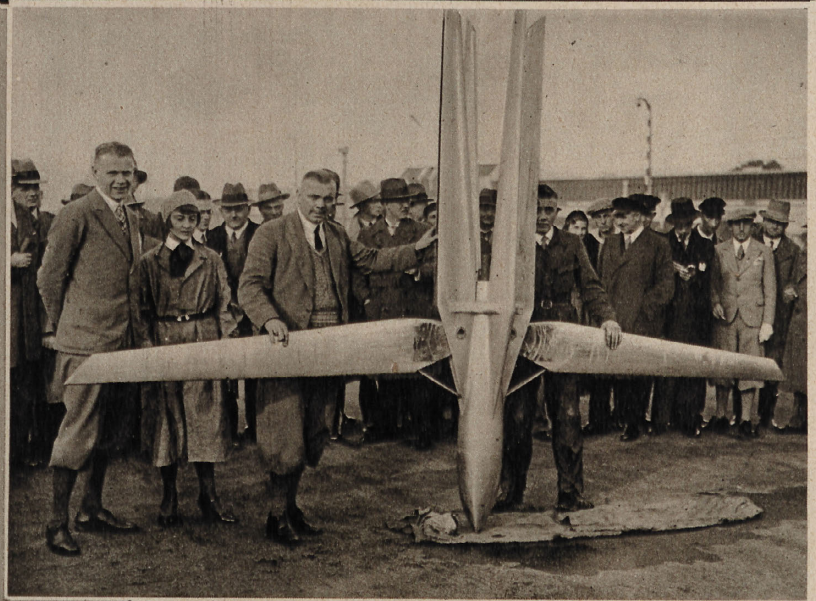
PerWachs
hauchdünn auftragen
sofort polieren

P. W. 49

PerWachs
die ideale Polier-Creme für Linoleum, Parkett, Möbel, Stein, Leder, Auto.

PerWachs
gibt spiegelnden Glanz
verhütet Ausrutschen auf Treppen u. Fußböden

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Bezugsstellen darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Ausnahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Haupt-Schriftleitung: Heinz A. Meinel in Berlin. Zu Stereoid für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Donagasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pienitz, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einwendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Raketenstart in Berlin

Der deutsche Raketen-Ingenieur Tilling führte auf dem Tempelhofer Feld in Berlin seine neueste Konstruktion einer Flügelrakete vor, die eine Höhe von etwa 800 m erreichte

Aufn. Scherl



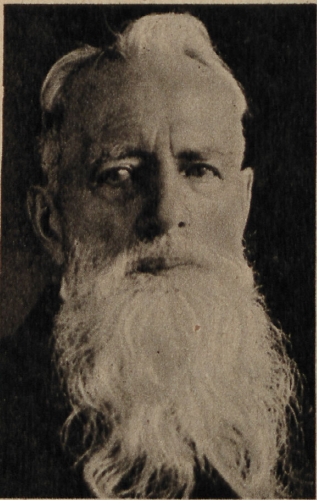
Antike und moderne Arena

Das moderne marmorne Stadion auf dem Forum Mussolini im Park der Villa Farnesina in Rom wurde aus Anlaß des 10 jährigen Regierungsjubiläums Mussolinis eröffnet. Die überlebensgroßen Statuen wurden von den einzelnen Provinzen Italiens gestiftet

Mitte rechts: Das Kolosseum in Rom, das berühmte, im Jahre 80 nach Christus vollendete Amphitheater, bot ungefähr 50 000 Zuschauern Platz. Unter der riesigen Arena waren die Käfige für die wilden Tiere und maschinelle Vorrichtungen für den Szenenwechsel untergebracht



An Stelle des Grafen Gravina wurde der Däne **Helmer Rosting** zum einstweiligen Völkerbundscommissar in Danzig bestimmt
Aufn. Scherl



Graf Arthur Posadowsky-Wehner, der bedeutende Sozialpolitiker und innerpolitische Staatsmann der Vorkriegsjahre, starb im Alter von 88 Jahren
Aufn. Scherl



Freilegung der Burg Eger

In der alten Kaiserburg, wo Barbarossa seine Hochzeit feierte und den ersten Reichstag abhielt, wurde nach 300 Jahren der Speisesaal freigelegt, in dem Wallensteins Getreue nach einem Gastmahl ermordet wurden



Die Wissenschaft vom Fußball

In England gibt es Schiedsrichterschulen, in denen die Regeln dieses Nationalsports gelehrt werden; der Übersicht halber werden auf bestimmten schachähnlichen Brettern Figuren aufgestellt, die die Sportler in schwierigen Situationen darstellen sollen und dem Amateurschiedsrichter Gelegenheit geben, sein Können zu zeigen

Der Gartenlaube



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

*

Illustriertes Familienblatt

*

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Reil in Leipzig

Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

8. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Reils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Heinold stand auf und ging gehorsam zur Tür. Vorsichtig, auf den Zehenspitzen.

Und nun war Rena endlich allein.

Am liebsten wäre sie aufgestanden und im Zimmer auf und ab gegangen. Aber das würde man unten hören, und dann kam sofort jemand. Sicher ließ man sie nach ihrem Ausreißen von neulich nicht mehr aus den Augen? Und außerdem waren die Beine noch viel zu schwach.

Als sie einen Blick in den kleinen Handspiegel geworfen hatte, der neben ihrem Bett lag, erschrak sie. Das war ja gar nicht sie selber — das war eine fremde Person, mit eingefallenen Backen und glanzlosen Augen. Und die Wunde am Kopf verschönte sie auch nicht.

Sie versuchte immer wieder, sich die Ereignisse vor Augen zu führen, aber da war ein Punkt, über den sie mit aller Überlegung nicht hinwegkam: Heinolds Antrag und ihre Antwort.

So lag sie, immer noch grübelnd, da, als Doña Carlota zurückkam. „Haben den Jungen wieder weggeschickt, Rena? Ist auch besser! Habt noch Zeit genug, euch miteinander auszusprechen und Pläne zu schmieden. Nur vorläufig keine Überanstrengung! Aber gefreut hat's mich doch, als der Jürgen Sie mir neulich anbrachte, wenn es Sie auch zuerst einmal umgeworfen hat. Ist keiner, der allein bleiben kann, der Jürgen.“

Jetzt mußte sie Klarheit haben. „Doña Carlota“, sagte sie leise, „bin ich nun eigentlich — — bin ich nun — richtig, meine ich — mit Doktor Heinold verlobt?“

Die lachte. „Scheint sich ja wenig klar ausgedrückt zu haben, der Junge! Aber das machen sie alle so. Als der Kapitän Comasema feinerzeit um mich anhielt, da hat er auch nicht gesagt: „Charlotte, wollen Sie meine Frau werden?“ Da hat er von Ruba geschwätzt und von Spanien und von feinen Gütern auf Mallorca. Aber das Letzte, das Entscheidende, das hab' doch ich tun müssen: Den ersten Kuß hab' ich ihm gegeben; dazu war er viel

zu schüchtern. Klingt komisch, wenn eine alte Frau wie ich so etwas sagt, nicht wahr? Aber im Innern, da bleiben wir doch immer dieselben, ob wir nun alt oder jung sind. Manches setzt sich ja; das ist natürlich. — Und ich hab' auch immer gewußt, was ich wollte. Das war damals nicht so leicht wie heute. Von Jugendrechten und Jugendforderungen und all dem Geschwätz, das heute gemacht wird, wußten wir nichts. Gehorchten wir, dann waren wir die artigen Kinder; hatten wie unseren Kopf für uns und noch ein paar Ideen dazu, dann waren wir Mannweiber oder Blaustrümpfe. Don Jürgen kenne ich ja nun, als ob es mein eigener Sohn wäre. Soldat ist er nicht und ein Draufgänger auch nicht. Es steckt in ihm.“

Rena antwortete nicht.

Aber Doña Carlota schien das nicht zu merken; sie war mit ihren Gedanken in einer anderen Zeit. „Ist schon eine komische Einrichtung, das mit der Ehe. Aber weil es nun seit Jahrhunderten einmal so ist, muß man sich eben daran gewöhnen. Da wächst irgendwo ein Mädel auf, wird groß und selbständig, und wenn die Eltern nicht ganz verbohrte sind, dann wird es auch nicht gerade auf den Mann gedrillt. Früher freilich war das weit mehr so. Na, lassen wir das! Und dann kommt ein Mann mit eigenen Talenten und eigenem Denken, und nun sollen sich die beiden plötzlich aufeinander einstellen und abstimmen. Das gibt Funken und ist bei aller Liebe nicht immer ganz leicht.“

Rena dachte an die Auskunft, die Leo Persenn ihr damals in Berlin gebracht hatte. Das war nun alles schon so lange her, und es lag jetzt so fern, als seien Jahre inzwischen vergangen. Sie stellte sich diese Frau zu Pferde vor, zwischen Soldaten, die der Krieg verroht hatte. Immer allein als Frau, und bestimmt immer von einem maßlosen Ehrgeiz getrieben.

Das gab die Generalin selbst zu. „Ich hab' mich nicht an die Wand drücken lassen da drüben. Die meisten

Frauen blieben zurück und klatschten den lieben langen Tag. Von meinem Mann wußte ich, daß er der Beste war. Eben mit seiner Energie aber hat er sich ja genug Feinde gemacht. Drüben auf Kuba und daheim in Spanien auch. Aber gerade deshalb hat mich der Ehrgeiz gepackt: Die Rolle der Penelope hat mir nie gelegen. Über mich haben sie genug geredet, aber ich hab' neben ihm gestanden und hab' mich nicht beirren lassen. Geschadet hat mir das nichts; denn später, hier auf Mallorca, da war eine feste Hand schon notwendig. Wird bei Ihnen auch nicht anders werden, Rena."

Die plötzliche Abschwweifung auf die eigene Person brachte die in die Wirklichkeit zurück. Nein, es war nichts mehr zu ändern: Man hätte sich unsterblich lächerlich gemacht. Und außerdem: Was wollte sie eigentlich? Im Herbst wieder zurückgehen auf die Hochschule? Weiterstudieren, auf der Bude mit den andern zusammenhocken, Examen machen, Anstellung? Alles enge Kreise, einer enger als der andere. . . . Und Mutti war sicher froh, daß ihr Mädels nun in einen sicheren Hafen einlief; Mutti hatte das Studium ja immer für einen Nothbehelf angesehen. Aber das Himmelstürmende, das Große, das, was sie innerlich immer noch erwartet, hatte, das war es auch nicht.

"Woran denken Sie, Rena?" fragte die Generalin.

Sie konnte Doña Carlota doch nichts davon sagen, daß das innerhalb von vier Wochen ihr zweiter Heiratsantrag war und, wenn man von Liebe reden wollte, sogar der dritte. . . . Mit Leo, das war nichts als jugendliche Ramezschafft gewesen; in Heinold achtete sie den Mann, der über imponierendes Wissen verfügte. Aber Liebe — Liebe?

Sie wich aus: "Es ist noch viel Unordnung in meinem Kopf, Doña Carlota."

Etwas Ähnliches sagte sie auch dem Doktor Lopez, als der gegen Mittag kam.

Er hatte seine ärztliche Aufmerksamkeit zwischen ihr und der Generalin geteilt. "Nicht zuviel reden, Excelesencia! Das strengt den Hals unnötig an. Man muß zuerst einmal an sich selber denken, wenn man alt geworden ist!"

Die nahm das übel. "Alte Menschen denken viel zuviel an sich und haben es am wenigsten nötig!" brummte sie.

"Das Klima von Mallorca ist nichts für kranke Bronchien. Sie sollten reisen, Doña Carlota!"

Unfug!" Dabei hustete sie gerade heute mehr als sonst. "Wenn das Mädels wieder auf den Beinen ist, übernimmt sie die Leitung hier, und ich lege mich in den Faulenzler und sehe zu."

"Das tust du doch nicht, Tante Carlota!" fiel Heinold ein.

"Solange ich nur dich habe, wär's auch nicht gut möglich gewesen." Carlota Gallas war klagbürtiger als sonst. "Du bist ein Gelehrter und wohnst in den Wolken. — Wollen Sie mir vielleicht nun auch sagen, wohin Sie mich verschicken möchten, Doktor?"

"Nur eine kleine Reise — nur ein paar Wochen Afrika."

"Warum nicht gleich auf den Mond?"

"Wir haben mit dem Wüstenklima die besten Erfahrungen gemacht", bohrte Lopez weiter.

"Haben Sie denn keine Moral mehr?" regte sich die Generalin auf. "Ein Brautpaar ohne Gardedame hier auf Mar y Sol? Ihr hättet im Klub wieder schön zu klatschen!"

"Doña Rena sollte Sie begleiten. Ich dachte an Biskra."

"Biskra ist eine Karawanenerei."

"Es gibt auch noch andere Orte."

"Ich will aber nicht! Ich bleibe hier!" Sie stieß ärgerlich mit dem Stock auf den Boden. "Gehn Sie noch mal zu der Kleinen und pauken Sie ihr ein, daß an ein Aufstehen vorläufig nicht zu denken ist! Ich gebe dir damit einen Wink gegen mein eigenes Geschlecht, Jürgen; doch wenn bei Frauen nichts, aber auch gar nichts zu erreichen ist, dann

steckt man sich hinter den Arzt. Falls es überhaupt möglich ist, schafft der's."

Rena hatte vorläufig jedoch keine Lust, sich den Bestimmungen des Doktors zu widersetzen. Sie lag in ihrem Bett und versuchte immer wieder, ihre Gedanken zu ordnen, und immer wieder ohne rechten Erfolg. Sie hielt lange Monologe, die aber im Grunde alle an Heinold gerichtet waren und in denen sie immer wieder versicherte, daß sie nichts gegen ihn habe, daß man sich aber erst zu kurze Zeit kenne, daß er sie mißverstanden haben müsse. Und dann überlegte sie, was die Folge einer solchen Aussprache wäre. Er mußte dann ja enttäuscht sein; seine sensible Natur vertrug solche Erschütterungen nicht; er würde sich von ihr zurückziehen, vielleicht abreisen. . . . Und das wollte sie nun auch wieder nicht, denn im Innersten mußte sie sich gestehen, daß sie ihn ganz gern sprechen hörte; daß es hübsch war, wenn die toten Dinge durch seine Worte Leben bekamen.

Deshalb predigte sie sich nun selber Vernunft: Du bist zweiundzwanzig Jahre alt, liebe Rena! Und wenn du die Bilanz deines bisherigen Lebens ziehst, dann ergibt sich ein im Sinne der bürgerlichen Moral reichlich gewundener Weg. Auf der Schule bist du leidlich fleißig gewesen und hast die brave Lehrerschaft nicht heftiger geärgert als andere. Aber schon als Schulfeld bist du lieber mit Jungen als mit Mädels durch den Wald marschiert und hättest ums Leben gern mal so ein Zeltlager mitgemacht, wenn Mutti das nicht voller Entsetzen verboten hätte. Na, später in Berlin war man ohne Aufsicht gewesen, und da hatte es sich dann gezeigt, daß Mutti die Zeit eben nicht mehr verstand und daß Mutti unrecht hatte. Denn der Weg, den sie gegangen war, der war immer gerade; und es war nicht ihre Schuld, daß die Männer das falsch verstanden. . . . Das mit Leo Persenn — es lagen noch ein paar Erlebnisse davor, aber die waren belanglos — das war schon ernster gewesen. Doch in wirkliche Gefahr geriet sie zum erstenmal, als Villalonga ihr begegnete.

Du wirst dich in Jürgen Heinold hineindenken! sagte sie sich weiter. Du wirst, wenn du erst wieder klar im Kopf bist, deine Arbeit wieder aufnehmen; die hier auf dem Gut und die für ihn! Und darüber wird Zeit verrinnen, und in der Zeit wirst du dich zurechtfinden. Siehst du dann, daß es nicht geht, daß du dich geirrt hast, dann sagst du's ganz offen; denn es wäre feig, wenn du etwa heimlich ausrücken wolltest und nur einen Brief hinterlassen. Und feig wär' es auch, wenn du deine Überzeugung verleugnen und bei ihm bleiben wolltest, ohne ihn zu lieben. So wird man nicht Frau. Vorläufig aber mußt du erst mal gesund werden!

Ganz zufrieden war Rena mit dieser Lösung nicht. Weil sie aber keine bessere fand und weil das Nachdenken sie müde gemacht hatte, legte sie sich zurück und schlief ein. Und weil doch allerlei ihre Nerven erregt hatte, schlief sie am Mittag, als die alte Julia mit der Suppe kam, ganz fest und am Abend auch noch. Und als sie am andern Morgen mit einem mächtigen Hunger aufwachte, hatten die Dinge wieder ein anderes Gesicht.

* * *

Heinold wurde in diesen Tagen ein anderer Mensch. Er verjüngte sich an Rena, auch ohne daß er immer mit ihr zusammen war. Der brave Pepe wunderte sich, als er für Don Jürgen aus Palma hatte einen Badeanzug mitbringen müssen. Denn an eine Auffrischung seiner Schwimmskinste hatte Heinold bisher nie gedacht.

Rena lag stundenlang in dem Stuhl, den der alte Jaime ihr jeden Morgen in die Sonne rückte, sah den Wolken zu und genoß das Gesundwerden.

Oft setzte Jürgen sich an ihre Seite und erzählte ihr.

Nahm ihre Hand, streichelte sie, strich die widerspenstige Haarsträhne, die er besonders liebte, aus ihrer Stirn, und schwieg dann wieder lange und versonnen, wie das seine Art war. „Es ist ein neuer Geist in meine Arbeit gekommen“, sagte er dann wohl. „Man kann vielleicht eben immer nur den Mann durch den Mann sehen und die Frau durch die Augen der Frau.“ Und er sprach von neuen Charakterzügen, die er im Wesen der Sand, mit der er sich in diesen Tagen besonders eingehend beschäftigte, gefunden zu haben wähnte. —

Der Zustand der Generalin hatte sich verschlechtert, und Lopez drang darauf, daß sie im Bett bliebe. Und es war merkwürdig, daß sie, die sonst einen so festen eigenen Willen hatte, sich diesem ärztlichen Gebot widerspruchslos fügte. Ihr Verhältnis zu Rena hatte sich geändert: Es war freundschaftlicher, mütterlicher geworden. Rena nannte sie jetzt „du“ und „Tante Carlota“. Das war ohne viel Feierlichkeit eingeleitet worden: „Der Junge ist mir immer wie ein Sohn gewesen, und deshalb wär's richtig, daß du nicht anders zu mir stündest als er.“

Eines Tages — Lopez war gerade gegangen und hatte besorgt den Kopf geschüttelt — sprach sie über Heinold. „Ich habe oft über die Frau nachgedacht, die mir Jürgen einmal bringen würde. Und ich habe versucht, sie mir vorzustellen. Aber ich konnte mir nie ein richtiges Bild von ihr machen. Nur eins hab' ich immer gewußt: Es mag nicht leicht sein, mit einem Menschen zusammenzuleben, der eine besondere Aufgabe hat und der diese Aufgabe über alles andere stellen muß.“

„Du sollst nicht so viel sprechen, Tante Carlota!“ mahnte das junge Mädchen. „Du weißt: Doktor Lopez — —“

„Lopez ist ein Einfaltspinnell! Und ich hab' mich nur zu Bett gelegt, um seinen Niedereien zu entgehen. Laß mich nur! Wenn man sich mit Gedanken beschäftigt, möchte man sie auch mal aussprechen. Es ist ja nun einmal eine Eigenschaft des Alters, daß es bei allem Egoismus, den es hat und mit dem es sich seine Ruhe manchmal gewaltsam schafft, doch der nächsten Generation die Steine, die auf dem eigenen Wege gelegen haben, wegräumen will. Du kannst innerlich jetzt ruhig denken, ich sei altmodisch; deshalb sag' ich das, was ich sagen will, doch. Der Mann hat einen Beruf, und je mehr er für diesen Beruf geschaffen ist, je mehr es wirklich das ist, wozu er berufen ist, desto mehr wird er in ihm aufgehen. Nun kommt ein zuerst doch einmal fremder Mensch: ein Mädchen, das er irgendwie kennenlernt und das von seinem Beruf vorläufig noch nichts weiß. Heutzutage wird ja alles auf sexuellem Wege erklärt, besonders die Liebe; wollen nicht darüber streiten . . . Jedenfalls: Die beiden finden Gefallen aneinander, heiraten, und nun beginnt die Anpassung. Und in ihrer Anpassung gerade kann die Frau den Mann stützen. In ihrer Selbständigkeit auch; aber sie muß Frau genug sein, um niemals Altäre umzustößen.“

„Warum erzählst du mir das, Tante Carlota?“

„Nicht aus Mißtrauen und nicht etwa, weil ich glaubte, du könntest oder wolltest das nicht. Es ist nur beim geistigen Menschen viel, viel schwerer, weil man ins Hirn nun einmal nicht hineinschauen kann. Ich habe zuerst auch nicht viel von der Aufgabe meines Mannes gewußt, als wir heirateten. Er war eine stattliche Erscheinung, ein guter Unterhalter, und das Fremdartige an ihm reizte mich. Das genügte damals. Die Liebe sollte ja auch erst in der Ehe kommen. Ich habe dann bald erkannt, daß etwas Besonderes an ihm war: Daß er mehr Soldat war als die andern um ihn. Und auf dem Gebiet — das mag merkwürdig klingen für eine Frau — bin ich seine Kameradin geworden. Männer können sich ungeheuer steigern, wenn sie an eine Mission glauben; sie sind dann wie Schlafwandler, und man

darf sie nicht anrufen, weil sie innerlich immer im Kampf mit ihren eignen kleinen Menschlichkeiten liegen und weil sie die um ihrer Aufgabe willen nicht wachsen lassen dürfen. Miguel Comasema ist in den Jahren, die wir zuerst in Spanien verlebten, der Mann mit dem praktischen Blick gewesen, der die Fehler seiner Rasse erkannte. Der Spanier lebt mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit, und aus einer gewissen Bequemlichkeit heraus ist er gern bereit, die Wirklichkeit seiner Phantasie anzupassen. In Gedanken wenigstens. Er sieht dann alles durch seine rosenrote Brille und ist zufrieden. Wir Deutschen haben dafür das schöne Wort ‚Schlendrian‘. Dieses Volk fliegt auf Schlagworte und auf Begeisterung, und es hat immer Gewissenlose genug gegeben, die sich das zunutze machten.“

Plötzlich und ohne Übergang sprach die Generalin dann wieder von Rena und von Jürgen. „Bei ihm ist das anders“, sagte sie. „Vom Soldaten hat er nichts und vom Welteroberer auch nicht. Ich habe das in Palma vor dem Notar schon alles festgemacht: Meine Güter und mein Vermögen fallen einmal an ihn. Aber um die Verwaltung wird er sich nachher ebensowenig kümmern, wie er das heute tut. Zahlen und Abrechnungen sind keine Begriffe für ihn. Bisher hat er's mir überlassen, das alles zu ordnen; später wirst du's für ihn tun müssen. Vergiß aber nicht, daß das Nebensächlichkeiten sind! Es kommt nicht auf ein paar Zentner Öl mehr oder weniger an und nicht auf ein paar moderne oder weniger moderne Maschinen. Auf euch kommt es an — und nur auf euch! Er hat eine eigene Art, zu arbeiten; er gibt seinen Gestalten Leben, indem er sie aus ihren Menschlichkeiten entwickelt. Es ist mir manchmal gewesen, als höre und sähe er Dinge, die andere eben nicht hören und sehen können. Man darf ihn dann nicht beeinflussen und stören.“

Rena erinnerte sich vieler Diskussionsabende auf ihrer Berliner Bude, in denen ähnliche Themen besprochen und heiß umstritten worden waren. In ihrem kleinen Kreise hatten sie ja die verschiedensten Glaubensbekenntnisse. Bei dem ganz auf Frauentum gestellten Irmdchen würde sich die Gemeinsamkeit wohl am leichtesten ergeben. Die gute Fips wiederum brauchte Kameraden; zur Ehe war sie aber wohl kaum geschaffen. Und sie, Rena? „Du bist seriös“, hatte Fips gesagt. „Seriös ist man; das kann man nicht werden.“ — Das hieß: Du bist nicht so wie ich; aber so wie Irmdchen bist du erst recht nicht . . .

Rena wurde allgemach das Gefühl nicht los, daß sie mit ihrem Schweigen einen Kompromiß einging und daß sie nicht ganz ehrlich war. Sie mußte darüber reden. „Die Frau von heute tritt anders neben den Mann als die Frau von früher, Tante Carlota; vielleicht, weil ihr Verstand mehr geschult ist.“

„Wenn sie dabei Frau bleibt, ist dagegen nichts einzuwenden“, gab ihr die Generalin recht. „Kameradschaft ist gut; aber die Kameradschaft zwischen Mann und Mann ist eine andere als die zwischen Mann und Frau.“ —

Sie paßten sich wirklich einander an in diesen Tagen. Die Sonne meinte es gut mit ihnen und leuchtete über der Insel; das Meer lag still und ruhig: türkisfarben am Ufer, tiefblau weiter draußen.

Jürgen Heinolds „Anpassung“ war eine wundervolle Segeljacht, die eines Tages in der Bucht von Mar y Sol lag, mit schlankem braunem Rumpf und weißen Segeln und mit dem Namen „Rena“ an der Spitze. Die hatte der alte Jaime mit Pepe in einer Nacht von Palma nach Mar y Sol gebracht, und nun wartete sie auf ihre Herrin.

Heinold führte Rena durch den Garten. An der Bank unter dem Pfefferbaum blieb er stehen und holte ein Tuch hervor. „Laß dir mal die Augen verbinden, Rena!“

„Was hast du denn?“ Das „Du“ war ihr nun schon ge-

läufig geworden; nur innerlich war sie manchmal noch die Studentin und er für sie der Doktor Heinold, dem sie ein Bewerbungsschreiben eingereicht hatte.

„Nicht neugierig sein, Kleines!“ Die Arbeit nahm viel Zeit in Anspruch. Da war die widerspenstige Haarlocke, die er sanft zurückstreichen mußte, und da waren ein paar vorwichtige Härchen im Nacken, die man erst küssen mußte, und braungebrannte, gesunde Mädchenarme, über die seine Finger glitten. Dann legte er ihr den Arm um die Hüfte und führte sie.

„Wo geht's denn hin, Jürgen?“

„In die Unterwelt.“

„Und wenn ich nun nicht mitgehe?“

„Dann trag' ich dich!“

Wirklich nahm er sie auf den Arm, und sie konnte sich wehren, soviel sie wollte, er ließ nicht los. Aber sein Atem ging schwer; das fühlte sie. Endlich blieb er stehen, setzte sie ab und drehte sie ein paarmal um sich selbst. „Nun rate, wo du bist!“

Sie hob das Köpfchen. „Ich wittere Meer.“

„Genügt nicht!“ Er hieß sie, sich niederbeugen.

„Da ist etwas“, sann sie. So hatte es gerochen, wenn sie mit Leo auf der Havel gelegen hatte: nach Lack und Teer und frischem Seilzeug. „Ein Boot?“ fragte sie und riß sich das Tuch von den Augen. Da lag es vor ihr, braun und schlank, und wiegte sich leise auf dem Wasser.

Er sah das Leuchten in ihren Augen. „Da sollst du nun Kapitän sein, kleine Rena!“

Das wollte sie nicht. „Kapitän bist du! Ich will Mannschaft sein oder —“ Wieder ein Zweifel: „Du hast wohl noch nie gefegelt?“

„Oho!“ Das klang ganz jugenhaft. Ein Ostseesommer stand vor ihm, ein faules, wunderschönes Semester in Greifswald, währenddessen man kaum gewußt hatte, wo eigentlich die Universität lag, um so besser aber den Jachthafen gekannt hatte und die Bojen auf dem Bodden. „In der Kajüte liegt ein weißer Segelanzug!“ lachte er. „Die guten Leute in Palma haben reichlich die Köpfe geschüttelt, als ich Matrosenzeug für eine Frau haben wollte. So etwas kennt man in Spanien nicht. Zieh dich um, Rena!“

Jetzt erst sah sie, daß er schon segelrecht angezogen war, schlüpfte rasch in die Kajüte und schlug ihm die Tür vor der Nase zu. „Hübsch warten, Jürgen!“

Als sie dann in den oben ein bißchen eng anliegenden langen Hofen wieder heraustrat, genierte sie sich doch ein wenig. Merkwürdig: Mit Leo hatte sie den ganzen Sommer im Paddelboot gefessen, im Badeanzug . . . War das denn anders gewesen? Sie überwand ihre Scheu mit gemachter Lustigkeit. „Die Mannschaft ist fertig, Kapitän!“

„Ahoi!“ lachte er. „Also Vordersegel aufziehen! Leinen fest! Und abwerfen!“

Er griff selber in das Segelzeug, aber sie schob ihn beiseite. „Der Kapitän gehört ans Ruder! Außerdem ist das nichts für Musikerhände.“

„Und für Mädchenhände?“

Sie hielt ihm die ihren vor die Nase. „Meinst du, die hätten nie gearbeitet, Kapitän?“

Nun mußte er ihr jeden Finger einzeln küssen.

Aber damit war sie nicht zufrieden. „Sport ist eine ernste Sache, Kapitän. Du mußt auf Ordnung halten!“

Er setzte sich mit ernstem Gesicht ans Ruder und sah zu, wie sich ihre Muskeln strafften.

Jaime, der im Garten gearbeitet hatte, kam dienstfreig angelaufen. Ob er helfen solle? Aber man wies ihn ab.

Draußen gab es wenig zu tun. Die Brise war gleichmäßig, und das Boot legte sich willig vor den Wind. Man konnte faulenzeln und die Hand durchs Wasser gleiten lassen.

Bald merkte Rena, daß die Gedanken ihres Fahrtgenossen

nicht mehr beim Segeln waren, und stand auf. „Jetzt beginnt meine Törn am Ruder, Kapitän! Die Mannschaft avanciert und wird Stürmann!“

Er war gleich wieder bei der Sache. „Das gibt's nicht, Rena!“

„Oho! Freiwache muß auch sein!“

Nun war er einverstanden und sonnte sich auf den Planen. Nicht lange — dann zog er ein Notizbuch hervor und machte Aufzeichnungen. Sie drehte das Boot, ohne daß er es merkte, ab und hielt wieder auf die Küste zu.

Von dem Tage an segelten sie oft, aber seine Aufmerksamkeit hielt meist nicht lange durch. Lieber waren ihm die Stunden, die man in Valdemosa in der alten Kartause verbrachte. Die ehemaligen Mönchszellen waren jetzt von einfachen Leuten bewohnt, und eine alte Frau, die mit ihrer Enkelin in der einen hauste, räumte Jürgen gern ihren Garten ein. Es saß sich wundervoll da, wie auf einer Terrasse, vor der sich das Tal mit seinen leuchtenden Orangenbäumen breitete.

Dort redete er gern über seine Arbeit, und es war Rena immer wieder eine Freude, zu sehen, wie die Gestalten Leben bekamen, wenn er von ihnen sprach. Der Künstler Chopin wurde dann zum Menschen mit allen seinen Zweifeln und mit all seinen Fehlern und mit seiner übernatürlichen Gabe, alles Leiden in Töne zu wandeln und es in ihnen zum Tiefstmenschtlichen wachsen zu lassen.

„Er muß hier schon gespürt haben, daß die Geliebte ihm entglitt“, sagte Jürgen. „Diese Frau, die selbst ein so großes Talent besaß, konnte nicht auf die Dauer unter einem Mann stehen, besonders nicht neben einem Mann, der so von seiner Sendung durchdrungen war wie Chopin. Für sie blieb eine Entwicklungsphase, was bei ihm Daseins-erfüllung war. Man hat ihr oft den Vorwurf gemacht, sie habe all ihre Erlebnisse nur benutzt, um Romane über sie zu schreiben. Das scheint mir nicht gerecht.“

„Und war das Ende — so, wie es kam — folgerichtig?“ wollte Rena wissen.

„Ja. Eine solche Leidenschaft konnte nicht langsam erkalten; sie mußte einmal flirrend zerbrechen.“ —

Dann saß er wieder halbe Nächte lang vor seiner Arbeit, reihte feingebaute Sätze aneinander und freute sich, wenn er in ihren Augen die Anerkennung seines Schaffens zu lesen glaubte.

„Wir werden unsre Hochzeitsreise nach Mohant machen“, wünschte er sich. „Wir werden gemeinsam in unserer Arbeit wachsen. Freust du dich darauf?“

„Ja!“ sagte sie. Und in diesem Augenblick freute sie sich wirklich.

* * *

Florence Benham schrieb einen Brief. Einen Brief, der mit „Dear Rena!“ anfang und mit „Sincerely Yours Florence B.“ aufhörte. „Ich war sehr froh, von diesem Doktor Lopez zu hören, daß es Ihnen besser geht, und ich bitte Sie, mich auf einen Tee im Mediterraneo zu besuchen.“

Renas erster Impuls war, abzusagen. Was sollte sie drüben in Palma? Soweit Heinold, der sie immer mehr für sich in Anspruch nahm, ihr Zeit ließ, hatte sie wieder begonnen, sich um die Buchführung von La Granja und Almina zu kümmern.

Der Generalin ging es außerdem gar nicht gut, und sie meinte, die nicht allein lassen zu dürfen. Dem ersten Gespräch über Frauenfragen waren viele andere gefolgt: Gespräche, in denen immer neue Probleme aufgerührt und durchgefochten wurden. Carlota Gallas hatte sich mit allen Zeitfragen eifrig beschäftigt und war ein gut beschlagener Gegner. Und wenn auch ihre Stellungnahme immer den Standpunkt des alten, abgeklärten Menschen verriet, so benutzte sie ihre Erfahrung doch niemals als Beweismittel.

(Fortsetzung folgt)



Das Hochheben und Schwenken der Tänzerin ist ein immer wiederkehrendes Motiv des Volkstanzes (Steirertanz bei Lindau im Bodensee)

(Kirmes in der Schwalm)
Aufn. Hans Retzlaff

"Tanzt das Volk im Kreise..."

Volkstanz und Gegenwart

Von Konrad Hahm

Mit Aufnahmen von Otto Schotten

Mit der großen Welle der Heimatbewegung sind eine Reihe von Volkstumsgütern wieder entdeckt und belebt worden, die zum praktischen und geistigen Untergang bestimmt schienen: die Volkstracht, das Volkslied, die Volksmusik, der Volkstanz. Sie schienen zum Untergang bestimmt, weil sie der alten guten Zeit so völlig angehörten, daß sie mit der Entwicklung und Mode nicht mitgingen. Die Freunde dieser Volksgüter, die sie zu erhalten wünschten, gingen dabei oft falsche Wege, sie versuchten beispielsweise durch gutes Zureden die Bauern bei ihrer altfränkischen Tracht zu erhalten, während das Dorf schon elektrisches Licht bekam. Das war aussichtslos, weil man lediglich die äußere Erscheinung pflegen wollte, dabei aber übersah, daß der innere Antrieb dafür nicht mehr vorhanden war: die Geschlossenheit des alten bäuerlichen Gemeinschaftswesens und sein Brauchtum. So sank dort, wo diese innere Grundlage nicht mehr haltbar war, auch die Volkstracht in die Trüben, oder sie wanderte zum Händler und in die Museen; wo aber noch die alte geistige Welt, das völkische Bewußtsein dieser Werte dauerte,



Die Zigarre im Mund kann das Tanzvergnügen nicht stören

blieb auch die Tracht, wie etwa in der hessischen Schwalm. Auch da ist mancherlei an den modernen Kleidungsstil angepaßt, aber das Verständnis für den moralischen Wert der Tracht hält diese lebendig. Und nicht nur das, sondern aus der Volkstracht heraus haben sich moderne Bekleidungsformen für Sport und Spiel entwickelt. Dort, wo die Volkstracht praktische, einfache und unserem Wunsch nach Lustigkeit und sportlicher Schönheit entsprechende Anhaltspunkte gab, wie etwa die kurze Lederhose oder die bayerische Leinen- und Lodenjackete usw., wurde sie von der Jugendbewegung aufgenommen und bald Gemeingut der heutigen Mode. So ist es auch mit dem Volkstanz, der ja auch ein Ausdruck konventioneller altererbter festlicher Bräuche ist und der unmittelbar mit der Tracht zusammenhängt. Wie in den Volkstrachten aufs Land gewanderte Formelemente der Modekleidung des Adels und der

Städte aus den verschiedensten Epochen vorhanden sind, so sind auch die Volkstänze Reste alter Gemeinschaftsfestbräuche, die sehr weit zurückgehen, verbunden mit Elementen aus den städtischen und höfischen Tänzen und Festbräuchen. Wie in den Volkstrachten Formteile aus der Renaissance-Mode bis zum Biedermeier erkennbar sind, so sind auch in den Volkstänzen uralte Reigen gemischt mit dem bauerlichen Menuett und dem Walzer.

Die alten Volkstanzbräuche sind mit den Trachten, deren festliche Zurschaufstellung sie waren, verschwunden. Sie sind nur in wenigen Gegenden teils mit der Tracht, teils ohne sie erhalten



Rechts:
Schäfertanz in Rothenburg.
Die Tanzpaare ziehen auf
den Tanzplatz, die Tänzer
im Schmuck der Schäferhüte



Aber auch sie haben, wie die Volkstrachten, auf einer anderen Linie eine Weiterentwicklung gewonnen. Auch hier war es die Jugendbewegung, vor allem der Wandervogel, der vor dreißig Jahren begann, die Heimat wieder in ihrem altererbten Brauchtumsbesitz kennenzulernen, und nicht nur sah und weiterwanderte, sondern mit den Volksgenossen sang, spielte und tanzte. Und bald nahm diese Volkstanzbewegung zu; nicht die äußere Erscheinung, sondern die Lieder, die Instrumente, die Tanzformen lebten wieder auf, sie standen der Freiluftgymnastik nahe, sie vermittelten Rhythmus und kunstvolle Bewegung, so daß der lebendige Inhalt der Volkstänze neu entstand und, von der Unfruchtbarkeit historisch-karnevalistischer Nachahmung befreit, zu einem ganz unserer Zeit gehörenden Erlebnis für Hunderttausende junger und alter Menschen wurde. Heute bestehen in Deutschland eine Reihe von Tanzkreisen in den verschiedensten Landschaften und sie stehen in Verbindung und Austausch mit ähnlichen Bestrebungen in Österreich, Skandinavien, England, Holland und der Schweiz, bezeichnenderweise mit den verwandten germanischen Kulturländern. Diese Tanzkreise haben auch zur Erforschung des Volkstanzes entscheidend beigetragen, weil sie aus der Praxis heraus vergleichende Forschung treiben konnten, und sie haben ein gewaltiges Material über die alte Tanzkultur, die ja außerordentlich groß war, der Wissenschaft erschließen helfen. Dazu kamen als wichtige Erwägung die Kenntnis der Volks-Musikinstrumente, der alten Flöten, Geigen und Lauten, die längst vergessen waren und die den Tänzen ihre charakteristische



Der Schäfertanz ist eine Art Contre, seine Herkunft aus dem Rokoko zeigt sich auch an der Tracht, an dem Dreispitz der Männer

Unten: Der Sechsertanz des Biedermeiers, der am Bodensee in der alten Bregenzer Patriziertracht getanzt wird, mischt Formteile des Menuetts und der Quadrille, die ihrerseits wieder aus alten Reigentänzen hervorgegangen sind



dienend, diese auch darstellt, braucht durchaus keine rückföhrliche Schwär-
merie oder leere Schaustellung des so-
genannten „Volksgeistes im Kostüm“
zu sein . . . wenn es im rechten Geiste
geschieht. Auch von der Nachbildung
von historischem Volksgut kann nicht
nur Belehrung, sondern auch praktische
Anregung ausgehen, und man darf
nicht vergessen, daß Volkstracht und
Volkstanz Träger des Volksbewußt-
seins sind. Die Volkstracht der Deut-
schen in Siebenbürgen etwa ist ein
Bestandteil und ein Merkmal ihres
Deutschtums, das man neben den un-
garischen und rumänischen Volks-
trachten erhalten will und muß.

musikalisch-rhythmische Farbe verliehen. Auch sie hat die Jugend-
bewegung nicht nur wiederentdeckt, sondern sie hat einen neuen
reichen Instrumentenbau schaffen helfen, der heute wieder (wenn
man nur an die Blockflöte oder Laute denkt) in Haus und Schule
als Beitrag zur musikalischen Erziehung eine wichtige Rolle
spielt und eine höchst wertvolle Bereicherung unseres musika-
lischen Lebens bildet.

Wenn die Jugendbewegung als eine Bewegung der gebildeten
Schichten auf Grund geschichtlicher Kenntnisse und Ziele die neue
Volkstanzbewegung geschaffen und dabei das allgemeine Inter-
esse auf dieses Gebiet gelenkt hat, so ist doch auch in breiten
Kreisen des Volkes selbst, besonders dort, wo starke Volkseigen-
arten sich erhalten haben, das Verständnis für die Volkstänze
wieder erwacht. Besonders die landsmann-
schaftlichen Vereine, die sich ja auch der
Pfleger der historischen Volkstrachten an-
genommen haben, wollen die historischen
Volkstänze neu beleben. Das ist eine
Aufgabe, über deren Wert und Aussichten
man geteilter Meinung sein kann. Sehr
viel davon ist ganz äußerliche Maskerade,
vom Verkehrsverein des Ortes erfunden
und oft nicht einmal heimatecht. Aber
es ist keine Frage, daß die Beschäftigung
mit dem alten Volksgut unter allen Um-
ständen lohnend ist. Daß sie, dem Ver-
ständnis ererbter Sitten und Bräuche

Im Mittelpunkt des
Bändeltanzes steht
ein altes Fest-
symbol, der Mai-
baum, dessen far-
bige Bänder von
den herumtanzenden
Paaren auf- und
abgewickelt werden

Rechts u. links unten:
Figuren aus dem
oberbayerischen
Bändeltanz



Der „altdeutschen“ Tanz-
tracht entsprechend eine
alte Form des Volks-
tanzes, der Ringelreihen,
der die Paare in einem
Kreistanz zusammen-
faßt



Abend der Entscheidung

Novelle von C. von Crailsheim-Rügland

Bin das ich, der hier am Fenster sitzt und in den Garten hinausguckt? Meine kleine englische Pfeife brennt, die Dämmerung beginnt zu fallen, Herbstduft schwebt über der stillen Welt. Bin das noch ich? Bin ich ein anderer? Und wenn ich ein anderer bin, wer sagt mir, wo mein eigentliches Wesen ruht, im Einst, im Jetzt?

Ich freue mich immer, daß mir der alte Better sein Haus hier in Weitschöckheim zum Bewohnen anbot, damals, als alles sich zerschlug, die alte Welt, in der ich aufgewachsen, die Offizierslaufbahn, die Zukunft. Wir Franken glauben nur in Franken leben zu können. Darum war ich so froh, als sich Haus und Garten hier so freundlich fanden. Es ist kein sehr stattliches Anwesen, aber mir genügt es. Das Haus ist alt, bequem, verschwenderisch im Raum, so wie ich es gern habe. Im Garten baue ich meinen Kohl und all die zauberischen Blumen der Kindheit. Ich verfüge sogar über einen Tennisplatz, obwohl ich keinen Partner habe, und über ein barockes Gartenhaus, in dem die alte Annakathrin mir manchmal den Teetisch deckt.

Mehr besitze ich nicht. Für mich war es immer übergenug, ja eigentlich viel zuviel —

Denn im tiefsten Grund meines Seins bin ich besitzlos, blieb ich besitzlos.

Schon als Junge war ich so, verstand nie den Wunsch der Kameraden, dies und jenes zu haben. Was hinter den glänzenden Schaufenstern lockte, mich lockte es nicht. Damals nicht und nicht später.

Ich wollte zur See gehen. Der Vater litt es nicht. Dann wollte ich Maler werden, auf Akademien ziehen, ich war nicht ohne Talent. Der Vater litt es nicht. Ich sollte Offizier werden, wie er, wie die Väter vor ihm, die endlose Reihe.

Vieles kommt mir in den Sinn, Vaters Wille ist geschehen. Aber auch der meine. Die Götter haben mich erhört, mir die Gabe geschenkt, über Navigation zu schreiben, geographische Karten zu zeichnen — doch noch dem zu leben, was mir wichtig ist.

Ich bin ein Mann an der Wende des Verzichtes auf die Jugend. Vielleicht sind noch zwanzig Jahre mein, vielleicht sogar dreißig. Wahrscheinlich überläßt mir auch der alte Better einmal das Anwesen. Aber wird es darum auf ewig mein? Unsterblich stehen die Buchen, gehören nicht mir und nicht dir, der nach mir kommt. Wer so viel allein gelebt hat wie ich, der weiß das. Aber er weiß auch das andere: Eben weil uns nichts gehört, gehört uns alles, der Sommer, die Vögel, Sonne, Mond und Sterne, ja die ganze Welt in ihrer Grenzenlosigkeit.

Die alte Annakathrin geht über den Flur. Lange Jahre klang kein anderer Frauenschritt im Haus. Das fällt mir so plötzlich ein, aber es ist nicht mehr die Spur einer Wehmut über dem Gedanken — ganz im Gegenteil, ich laufe in der Stube umher und lache. Ich schiebe ein Buch zurück ins Regal, das sich nicht gleichmäßig in die Reihe gliedert. Ich greife nach meiner Violine und lege sie dann doch wieder hin.

Wie schnell es dunkelt! Soll ich schon Licht machen? Nein, ich will noch ein wenig warten, mir nochmals die Pfeife stopfen, noch einmal so sinnend im Fensterstuhl sitzen. Ich bin nicht so gesammelt wie sonst. Die Gedanken kommen und gehen in mir, und ich lasse sie gewähren. Ich sitze wieder und wundere mich. Über mich selbst.

Nun ist in Tagen geschehen, was vierzig Lebensjahren fremd blieb. Was ist meine ganze Wunschlosigkeit gewesen, daß ein einziger Blick sie zunichte machte? Ach, ihr blauen Kinderaugen im leuchtenden Park von Weitschöckheim! Ich machte meinen Morgen Spaziergang, wie ich es Tag um Tag tue. Da geht sie vor mir her, mit einem Bruder, den ich nur soweit beachte, um die Ähnlichkeit der Gesichter festzustellen. Sie schaut mich im Vorübergehen an, lang und groß, während ihr Bruder im Gespräch fortfährt und das Programm des Tages beim Federweißen im Brückenbäck in Würzburg enden läßt. Natürlich sitze ich abends im Brückenbäck, und das Glück ist mir hold. Die Gaststube ist

dicht gefüllt, nur ausgerechnet neben mir gibt es noch Platz. Ich kann die beiden vom Vormittag einladen, sich neben mich zu setzen. Wir kommen ins Gespräch, alles läßt sich so unglaublich einfach an. Nur der blaue Kinderblick verwirrt mich, bezaubert mich wie nichts vorher im Leben. Sie heißt Lenore, wird aber Lenka genannt. Sie ist ernst, sehr groß und schmal, feingliedrig und beweglich, mit braunem, dichtem, kurzem Lockengewirr —

Es spricht nur der Bruder. Er hat ein Examen bestanden und sich gewünscht, zur Belohnung dafür mit Lenka nach Würzburg zu reisen. Sie bleiben eine Woche, wohnen im „Schwan“, haben viel Zeit, ich auch. Wir sahen einander immer öfter. Ich bekomme zu hören, wie die Gegend um Rosenheim ist, wo die beiden zu Hause sind, erfahre, daß Lenka auf dem Gut die Milchwirtschaft führt, die Hühnerfarm leitet, daß sie Violine spielt und vieles mehr. Lenka selbst ist sehr still. Dann, einmal, lächelt sie mir zu. Ich hatte die Kapuze ihres weißen Umhangs nach dem Theater mit Rosen gefüllt. Wieder, ein andermal, spricht sie zu mir. Aber doch. Wir wollten sein Konzert in D-Moll für zwei Violinen zusammen spielen. Aber wo?

„Bei uns im Hotel?“

Ich schüttelte den Kopf: „Bei mir in Weitschöckheim. Ja?“

„Ja“, erwidert sie, aber wie sie es sagt, das wirkt mir allen Aufruhr ins Blut.

Dann kamen sie, beide. Ihr Bruder ist ein lieber, anständiger Kerl. Er sieht mich an und weiß alles, errät alles. Sie und ich, wir spielten auf zwei Violinen. Hier in diesem Zimmer, darin alles lauschte, die Bücher, die Lampe, meine großen gezeichneten Karten. Es ging wunderbar gut, das Vivace schwebt noch im Raum. Dort am Schrank stand sie in ihrem langen weißen Mädchenkleid. Ich kann den Anblick nicht vergessen. Und nicht die halbe Stunde nachher, als ich ihr Haus und Garten zeigte, ihr ganz allein. Der Bruder war plötzlich verschwunden. Ich öffnete ihr die Türen, ich zeigte ihr, was ich so um mich habe. Ich sagte nichts. Mein Mund war wie zugesiegelt. Auch sie schwieg. Nur unsere Augen sprachen miteinander. Und vielleicht las sie den unsäglichen Wunsch darin, den sie entfacht — Aber nein, sie ist ja noch ein Kind, fern allen großen Städten aufgewachsen —

Gedanken reißt sie. Und immer noch nicht habe ich gesprochen —

Ich drehe das Licht an, ich schaue auf die Uhr. Sieben schon? Zwei ganze lange, endlose Tage habe ich Lenka nicht mehr gesehen, mich nicht gemeldet, mich ferngehalten.

Tor, der ich war!

Ich habe herrlichen Bocksbeutel im Keller liegen — ich habe Hunderte von Blumen im Garten blühen — die alte Annakathrin kann noch Waffeln backen —

Ich stürze ans Telephon. Die Nummer ist besetzt. Halb unwillig wende ich mich zurück ins Zimmer, bleibe vor einem eingelassenen grünlischen Spiegel stehen.

Ist das mein Bild? Das Bild eines Menschen, der besitzlos, wunschlos war, ganz ohne Begehren blieb?

Und nun ist er völlig verwandelt, ist ein einziger brennender, unent rinnbarer Wunsch geworden.

Ich muß Lenka haben — ich muß Lenka über meine Schwelle tragen als meine Frau — sie muß bei mir bleiben — ich kann sonst nie mehr froh werden im Leben.

In Sekunden rast dies alles durch mein Hirn. Und gleich darauf taucht ein neuer Gedanke auf: Wer eine Frau besitzt, braucht Geld, muß verdienen, meine Pension ist zu gering, für mich allein genügte sie reichlich, aber für zwei — das ist wohl unmöglich —

Ich bin wirklich glücklich — ich weiß einen Ausweg, er wartet sozusagen schon auf mich — und dies in einer Zeit, in der die Millionen arbeitslos sind.

Schon einige Male in den letzten Jahren bin ich aufgefordert worden, geographische Karten für einen großen Leipziger Verlag

zu zeichnen. Das Angebot war überaus günstig. Ich habe es jedesmal in den Wind geschlagen, ich brauchte ja keinen Verdienst, was ich hatte, genügte.

Wieder bin ich am Telephon, melde ein dringendes Ferngespräch an, in die Privatwohnung des Verlegers. Er ist fast ein guter Freund. Aber wird er mich noch wollen?

Nach der Anmeldung verlange ich im Hotel Lenka zu sprechen. „Darf ich Sie in einer Stunde etwas fragen?“ Meine Stimme ist unbeherrscht. Ich fühle durch die Ferne Verwunderung in der zustimmenden Antwort. Ich denke, in einer Stunde muß ich doch die Fernverbindung haben.

Ich sitze und esse mein einfaches Abendbrot. Ob Lenka weiß, was ich sie fragen will? Sie muß es wissen, meine ich, weiß ich und lächle vor mich hin. Dann kommt wieder die Angst über mich. Wenn es nichts wird mit Leipzig?

Draußen ist es nun ganz dunkel. Ich presse meine heiße Stirn gegen die kühle Fenster Scheibe. Wenn das Telephon klingelt, denke ich — und ein Schauer läuft mir den Rücken hinab — Da — da — klingelt es schon. Einen Augenblick meine ich, mein Herz bleibt stehen, die Stimme versagt mir, zitternd und mechanisch nimmt die Hand den Hörer auf —

Aus der schwarzen Muschel dringt die Stimme einer Postbeamtin: „Hier kommt Leipzig, bleiben Sie am Apparat.“

Ich gebe mir Mühe, meine Stimme zu festigen — Meine Bereitwilligkeit darf nicht nach Not klingen.

Ob das Bergen fragt nach ein paar herzlichen Worten sachlich, was ich wünsche.

„Ich wäre bereit, den angebotenen Posten anzunehmen“, bringe ich ohne Stocken hervor, „wenn Sie mich noch brauchen können, Bergen?“ Und ich füge die Frage bei, ob ich doch die Kartenentwürfe von hier aus machen könne. Ich weiß genau, daß dies geht, ich sage es nur, um die Antwort hinauszuzögern —

„Sie müßten jeden Monat zwei Tage in Leipzig sein, das genügt — Paßt das?“

„Ausgezeichnet paßt das, Bergen. Tausend Dank!“

„Schön, daß Sie es sich doch noch überlegt haben“, sagt es in Leipzig —

Es dauert sehr lange, bis ich endlich begreife, daß ich festangestellt werde, daß ein Vertrag folgt, in dem ein früher schon genanntes Honorar festgesetzt wird.

Ein kostbares damastenes Taschentuch liegt im Schrank. Die alte Annakathrin muß es auflegen, indes ich mit einer Taschenlaterne in den Garten laufe und Blumen hole, Asters, Dahlien, Rosen, Stiefmütterchen, Georginen, Herbstweilchen, Kesen, was es nur gibt —

Doch da kommt sie schon. Der Portier hat sie holen lassen. Durch die summende Stille höre ich sie herbeieilen, höre das Aufschlagen ihrer Absätze; tick, tick, tick, tick machen sie, und dann klingt Lenkas fragendes: „Was ist?“

„Lenka“, schreie ich, „nun ist alles gut und geebnet für uns — Es sind Blumen auf dem Tisch, ich habe Bockbeutel, und die alte Annakathrin steht schon am Herd und bäckt Waffeln. Kommst du zu mir?“

Ich warte — atemlos.

„Ja“, sagt Lenka, und es tönt wie leiser Jubel zu mir her — Habe ich eben „Du“ gesagt? Vielleicht. Gleichviel.

„Ihr nehmt ein Auto, nicht wahr — dein Bruder kommt mit“, fahre ich gelassener fort und fühle, wie etwas Schweres sich von mir löst, wie ich ruhiger werde —

„Ja“, sagt es wieder im Apparat.

„Sag noch ein Wörtlein, Lenka!“ rufe ich in das Unsichtbare — Eine Pause tritt ein. Dann höre ich die geliebteste Stimme der Welt. Sie sagt langsam, ein wenig schüchtern und doch sehr sicher: „Ich komme zu dir, Lieber!“

So war der Abend.

Nein, er begann ja erst — Doch, so war der große Abend. Denn, was dann kam, scheint mir der goldenste Morgen meines Lebens.

Das Kräutlein Pfefferminz

Von Roland Betsch

Zeichnungen von Karl Graf

Einmal lag ich in einem Taumel blühender Pfefferminzstauden. Mitten im verschwenderisch duftenden Blauviolett dieser Gottespflanze lag ich, und über mir brannte der südlich blaue Himmel. Das war in Pompeji an einem stillen Novembertag, als der Strom der Italiensfahrer verebbt war und um die alten Trümmer versunkener Epochen keine Fremdenführer kauderwelschten. Draußen hatte ich mich in die Hitze geworfen, dem Eingang zur Gräberstadt gegenüber, dort, wo der Schutt und das Getrümmer und der Abraum des Altertums sich in mächtigen Halden türmten. Und ringsum die blühende Pfefferminz, über mich hinauswachsend, üppig wuchernd auf der dunkelgespenstischen Lava, glanzvoll hervorsprühend aus der aufgewühlten Materie des Todes und der Vergänglichkeit; eine Orgie von Duft, ein hohes Fest der lieblichen Farbe. Ein Zauber, weiß Gott, ein blauer, blühender, aromatischer Zauber. *Mentha piperita*.

An diesem heißen Novembertag wurde mir eine Pflanze zum Erlebnis. Ich werde nicht vergessen, wie ich inmitten dieses annütigen Blumenwunders lag und wie mir die ganze Gräberstadt fast gleichgültig wurde, weil die blühende Minz auf dem düsteren Schutt mir so deutlich, so unheimlich nahe den Begriff des Lebens, des Daseins, der ewigen Wiedertekehr und Vergänglichkeit offenbarte. Ich stopfte mir von dieser Pfefferminz in die Taschen, in ganz verborgene, von mir nie benutzte Taschen stopfte ich sie hinein. Und auf der Heimfahrt, nach vielen Tagen noch, als wir mit dem Auto durch die wilden Abruzzen fuhren, und später an der leuchtenden Adria und in den verschlossenen Tiroler Alpentälern, griff ich oft heimlich in eine der verborgenen Taschen und bekam ein wenig getrocknete, verdorrte, verkümmelte Pflanzenreste in die Hand. Und siehe, sie strahlten magisch den betörenden Duft aus! Ich roch daran, und wie eine Spiegelung erstand mir der brennende Tag, und ich sah mich, eine glückliche Bagabundennatur, auf der blau überblühten

Lava von Pompeji liegen. Hörst mich an, wenn ich sage: ein wunderbares Arzneikräutlein Gottes ist die Pfefferminz; hilft gegen mancherlei Gebrechen des Leibes und der Seele und wird darum auch als Arzneipflanze in großen Kulturen angepflanzt. Wer kennt sie nicht als wunderwirkendes und dabei noch schmackhaft - aromatisches Heilkränkchen! Wer hat sie nicht schon heiß dampfend getrunken und wohl-tätig empfunden, wenn ihn die Schlaflosigkeit plagte, wenn er Schmerzen im Magen und Gedärme hatte, vom Brechreiz geplagt wurde oder sonstwie verborgene Unruhe und inwendige Schmerzen empfand!

Ja, unter den Heilkräutern, die in unendlich segensreicher Zahl und Mannigfaltigkeit aus der Erde sprießen, steht wohl die *Mentha piperita* mit an erster Stelle. Hervorgehend aus der zahlreichen, weiß, blau und violett blühenden Schar der Minzen, ist sie im wahren Sinne ein Gewächs, in dem der Segen des Himmels wohnt. Daher wird sie auch schon von alters her in allen Weltteilen in ungeheuren Men-





Rings um das Pfälzer Dorf liegen die Pfefferminzäcker. Zur Erntezeit werden die Pflanzungen mit der Sichel geschnitten

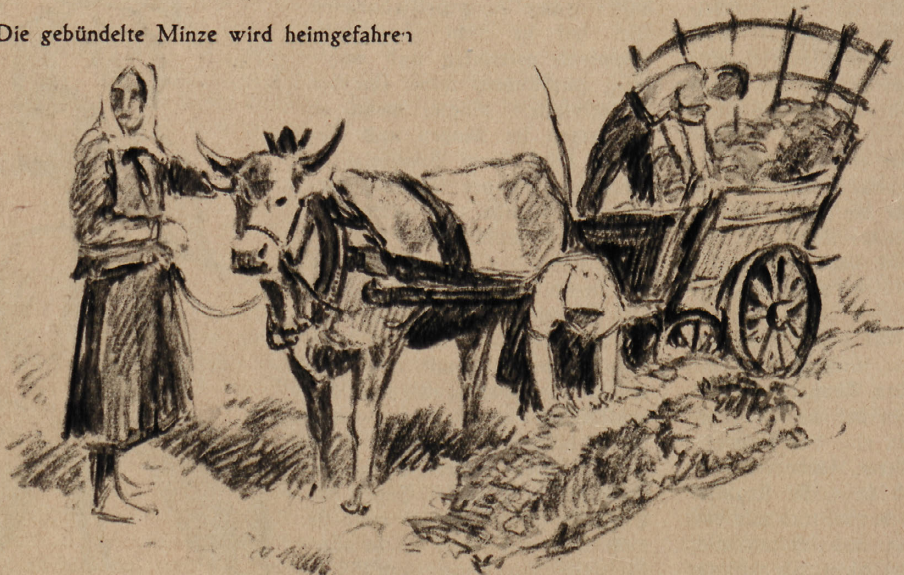
gen angepflanzt, hauptsächlich in Amerika und Ostasien, in kleineren Mengen auch in Italien und Deutschland. Nicht zuletzt ist es hier die Rheinpfalz, jenes gesegnete Fleckchen Grenzlanderde, das Pfefferminzkulturen in jährlich wachsendem Ausmaße besitzt. Schon frühzeitig haben die Vorderpfälzer Bauern erkannt, daß die Pfefferminz auf ihrer Scholle in hervorragender Weise gedeiht und lohnenden Verdienst verspricht. Diese Bauern, hauptsächlich in den Dörfern Geinsheim, Gommers-

heim, Weingarten, Schwegenheim und Böbingen, fingen daher an, die Pfefferminz in besonderen Kulturen anzupflanzen, und es währte auch nicht lange, da eroberte sich die pfälzische Pfefferminz den Arzneimittelmarkt und erlangte eine, man könnte sagen: verborgene und bescheidene Berühmtheit. So spricht man heute in der Pfalz von den Pfefferminzbauern, ja man spricht auch vom Pfefferminzbähnchen als von jener Lokalbahn, die geruhsam und ohne olympische Rekordwut durch diese pfefferminzduftende Gegend dahinzottelt.

Das Heilkräutlein wird während der Blüte, oft auch schon kurz vorher, geerntet, und demgemäß unterscheidet der Pfefferminzhändler mehrere Schnitte, die qualitativ gewertet werden. Die Ernte selbst ist verschieden. Oft werden die Blätter von den einzelnen Pflanzen einzeln abgesammelt, dann werden wieder die ganzen Stauden geschnitten oder gemäht und erst zu Hause gezupft. Ähnlich wie beim Hopfenzupfen sitzen Männlein und Weiblein beisammen und zupfen unter Gesang und Allotria und Schwänklein-Erzählen die Blätter von den geschnittenen Pflanzen, eine Arbeit, die viel Sorgfalt erfordert, weil von ihr die Qualität der zum Verkauf gebrachten Pfefferminz nicht unwesentlich abhängt.

Trotz ihrer angeborenen Bescheidenheit ist diese Pflanze doch sehr empfindlich und will sehr sorgsam behandelt werden, soll sie nicht frühzeitig Schaden

Die gebündelte Minze wird heimgefahren



erleiden, der nicht mehr gutzumachen ist. So müssen die gezupften frischen Blätter möglichst rasch im Schatten — bei Gott nicht in der Sonne! — getrocknet werden, damit sie das köstliche Aroma und die grüne Farbe behalten. Falsch getrocknete Pfefferminz verliert den Geruch und erhält ein grau-dürres Aussehen. Sofort nach dem Trocknen werden die Blätter in Blechbehältern gut verschlossen aufbewahrt und dann in den Großhandel gebracht.

Weitaus die größte Menge der in Kulturen geernteten Pfefferminz wird zur Bereitung des berühmten Pfefferminzöles verwandt, wobei das englische Öl an der Spitze marschiert. Jeder weiß, wie ungeheuer mannigfaltig die Anwendung dieses strengen, hocharomatischen, ätherischen Öles ist. So ungeheuer ist der Verbrauch zu Likören, Zahnpasten und Mundwässern, zu Arz-

Der Kirchenspeicher
ist ein sehr guter
Trockenplatz



neien und Pastillen, daß die Weltproduktion an Pfefferminzöl jährlich in die vielen Hunderttausende von Kilogramm geht. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch das so vielseitig verwendete Menthol ein Bestandteil des Pfefferminzöles ist und in der Arzneimittellunde sich längst einen sieghaften Platz erobert hat. Zu welcher Weltbedeutung hat es das Pflänzlein gebracht!

Die Pfefferminzernte in der Pfalz ist ein kleines Ereignis im stillen und beileibe nicht so laut und tönend wie der Weinherbst. Die ausgedehnten Pflanzungen werden gemäht, und die Minz kommt, in einzelne Bündel verschnürt, in kühle



Die ganze Familie hilft zusammen, die
Blätter von den Stengeln zu zupfen

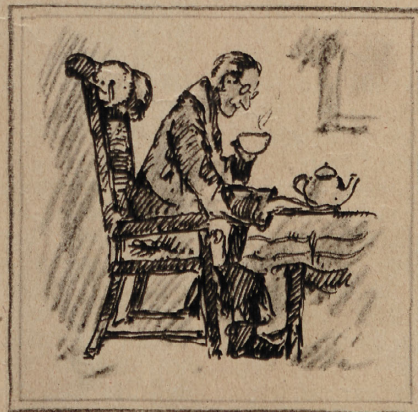
Räume zum Lagern. Dann beginnt das Zupfen, und jetzt kommt Leben in Höfe und Scheunen. Alles, was Hände hat, muß mithelfen, von der Urgroßmutter bis zum kleinsten Enkelkind, Herr und Knecht, Hausfrau und Gesinde. Um diese Zeit kommen auch die Zupfer von auswärts, werden über die Zeit der Ernte einquartiert und finden lohnenden Verdienst. Nicht lange währt es, und schon kommen die Händler aus allen Himmelsrichtungen und kaufen das wundersame Kräutlein auf. Es gibt heute schon eine Genossenschaft „Rheinpfalz“ der deutschen Arzneipflanzenanbauer, ein deutliches Zeichen, daß die pfälzischen Kulturen sich eine nicht zu unterschätzende Bedeutung auf diesem Spezialmarkt erobert haben und man heute schon Sorgen hat, wie sich die Anbaugebiete, der steigenden Nachfrage entsprechend, erweitern lassen.

Die in der Rheinpfalz angebaute Mentha — in neuerer Zeit in der Hauptsache die sogenannte Mitchamware — findet wohl zum größten Teil als Tee Verwendung, da diese Pfefferminz ein besonders köstliches Aroma besitzt, wenn sie auch nicht so öfreich wie die asiatische Ware ist.

Wie die Pfefferminz, so sind auch die ihr verwandten Arten aus der Gattung Mentha, namentlich die Krauseminze, in der Arzneikunde wegen ihrer aromatischen Vorzüge und mannigfachen Verwendbarkeit hochgeschätzt und stellenweise kultiviert. Außer der Pfalz liefern auch Thüringen und Schlesien sowie die Leipziger Gegend deutsche Minzprodukte, und in Japan ist die Kultur der Pflanzen sogar schon über 2000 Jahre alt. Am höchsten wird aber allenthalben die Pfefferminze geschätzt.

Gibt es wohl einen Haushalt, der ohne Pfefferminztee ist? Er ist der billige, sichere Helfer in mancherlei kleinen Nöten. Wieviel Bauchgrimmen hat er schon gelindert, wie oft schon den Teufel ausgetrieben, wieviel Hunderttausenden den Schlaf gebracht und den bösen Krampf gestillt! Und darum muß man gut Freund sein mit dieser Pflanze mit dem bestrickenden Duft, für die so recht das alte Arztsprüchlein paßt:

Es ist für Schmerzen die uns grämen,
für Seelen-Leid das uns befällt,
ein' Schar von Mitteln aufgestellt,
in Gottes Wort, man darff nur nehmen.



Wissenschaft an der Wende

9. Neubau der Entwicklungslehre

Von Hans Wolfgang Behm

1.

Im Kulturgut der Neuzeit spielt die aus Denk- und Deutungsmitteln der Naturforschung emporgetragene Entwicklungslehre eine erheblich große Rolle. Es ist ihr Wesenszug, das Werden und Vergehen alles Lebendigen, der Herkunft des Menschen, selbst das Empordämmern seiner Wirtschaft- und Geisteswerte auf zufallsbedingte, mechanisch sich vollziehende und mathematisch bestimmbare Naturabspiele zurückzuführen. Diesem Beginnen steht die seit Darwins Tagen verteidigte Abstammungslehre zur Seite, die als theoretischer Behelf versucht, den einzelnen Entwicklungsstufen einer langen Erdgeschichte nachzuspüren und sie zu einer möglichst lückenlosen Ganzheit zu schließen.

Das in Gelehrtenkreisen überwiegende Bewußtsein, diese Ganzheit auf Grund der Entwicklungsforschung und der Abstammungsdeutung schon in großen Zügen erkannt zu haben, trägt zu einer Weltanschauung bei, die ein Bescheiden vor den letzten Schranken menschenmöglicher Erkenntnis allenthalben vermissen läßt. Mit der Zuversicht eines modernen Magiers glaubt der wissenschaftlich geschulte Mensch den Aufstieg und den gegenwärtig erreichten Zustand seiner Erdumwelt enträtselt zu haben und sich selbst für ein in physikalischer Deutung genügendes Wesen halten zu dürfen. Der Mensch vergöttlicht sich, droht das Gnadengefühl vor dem undurchschaubar bleibenden Ursinn aller Dinge zu ersticken und schickt sich an, das Weltall einer zum schließlichen Leerlauf verurteilten Maschine gleichzusetzen.

Im Augenblick, da dieses die formgerechte Physik der toten und lebendigen Stoffe verteidigende Weltbild zum Festbesitz einer naturforschlich gebildeten, in Wissensbreite fast erstickenden, Oberschicht wird, und darüber hinaus erheblich große nach Bildung und Aufklärung dürstende Kreise erfaßt, bricht der Weltkrieg aus. Er deckt in seinen Folgeerscheinungen tausend verschüttete Quellen des Erlebens auf und zeitigt in unserer Gegenwart ein Verlangen, das hinreichend vernichtete Urverhältnisse zu Gott und Welt wiederherzustellen.

Wie weit die vom Entwicklungsgedanken nach wie vor getragene Naturforschung heute schon diesem Verlangen entgegenkommt, soll nach dieser notwendig voranzuschickenden Diagnose kurz umrissen werden. Ein mehr als zwanzigjähriger Verfolg der Stammes- und entwicklungsgeschichtlich festgelegten Forschung und eine entsprechende Mitarbeit am Neubau der Entwicklungslehre gestalten, die Wesenselemente hervorzuführen. Es geht um Klärung der Doppelfrage: Was gilt für abgetan, bzw., welche Neuerkenntnisse werden wach und warum erscheinen sie zugleich berufen, todwunden Menschenseelen den Feiertagszauber religiöser Verbundenheit allem Dasein gegenüber einzupflanzen?

2.

Erwiesen ist, daß die Erdoberfläche im Verlaufe eines nach Jahrmillionen zu bemessenden Zeitraumes ihr Antlitz bald mehr, bald minder erheblich verändert hat. Einen wiederholten Wechsel von Festland und Meer begleiteten andersgeartete, heute längst erloschene Lebewesen, und die Gegenwartsgeschlechter einschließlich des Menschen sind als formgewandelte Endwesen eines sich weit verzweigenden Stammstrauches zu betrachten. So unbestreitbar diese wissenschaftlich erhärtete Tatsache ist, so restlos erschüttert erscheint hier vor jener bisher geübte Deutungsbrauch, alle Formveränderungen des Erdbildes und seiner Lebewesen auf lediglich zeitsummierte Ereignisse und Kräfte zurückzuführen, die wir im Gegenwartsgeschehen wirksam sehen.

Die Untersuchungsbesunde einer hinreichend durchmusterten Erdoberfläche zwingen wohlverstanden die Erdgeschichtsforschung

zu der Feststellung, daß in Vorzeittagen zeitweise wesentlich andere und stärkere Gewalten das oberste Gefüge der Erdkruste gemeißelt haben müssen, als solche heute durch mutmaßliche Vorgänge im Erdinnern, durch Vulkanismus und Erdbeben oder durch die Tätigkeit des Wassers und der Lufthülle ausgelöst werden. An Stelle des bisher verteidigten ständigen Geschehens der Erd- und der Lebensentwicklung greift der Gedanke in bisweilen erheblich gesteigerte und wiederum abflauende Naturabspiele Platz, lebt die Betonung des Rhythmischen auf, das den Erdball mit einem bald die Ruhelage einnehmenden, bald zu wirksamen Ausschlägen schreitenden Pendel vergleichen läßt.

Der mit beispiellosem Experimentalaufwand arbeitende Lebensforscher steht ernüchtert vor der Tatsache, daß es bisher nicht gelungen ist, die Abänderung einer bestimmten Pflanzen- oder Tierart zu einer neuen, wesentliche Änderungsmerkmale erblich behauptenden Art einwandfrei nachzuweisen. Einer möglichen Abänderung von Lebewesen im Naturzustand widersprechen alle Beobachtungsergebnisse. Nur soweit der Mensch künstlich eingreift und Pflanzen etwa in eine andere Umwelt versetzt, sind Abänderungen einzelner Merkmale feststellbar, die aber erblich nicht befestigt erscheinen, sondern nur als vorübergehende Umweltanpassung einzuschätzen sind. Alle sich mit den Ursachen der Artveränderlichkeit befassenden Theorien, die mit Darwins Ansicht von einer durch den Kampf ums Dasein bewirkten Auslese der Passendsten beginnen, versagen im Endergebnis vor der allzu harten, jeden gegenwärtig sich vollziehenden Artenwandel leugnenden Wirklichkeit. Die Forschung hat den toten Punkt erreicht, wie ich das u. a. in meinem Buch „Schöpfung des Menschen“ (Revolution um Charles Darwin und sein Erbe) ausführlich und in Leitlinien erschöpfend dargestellt habe.

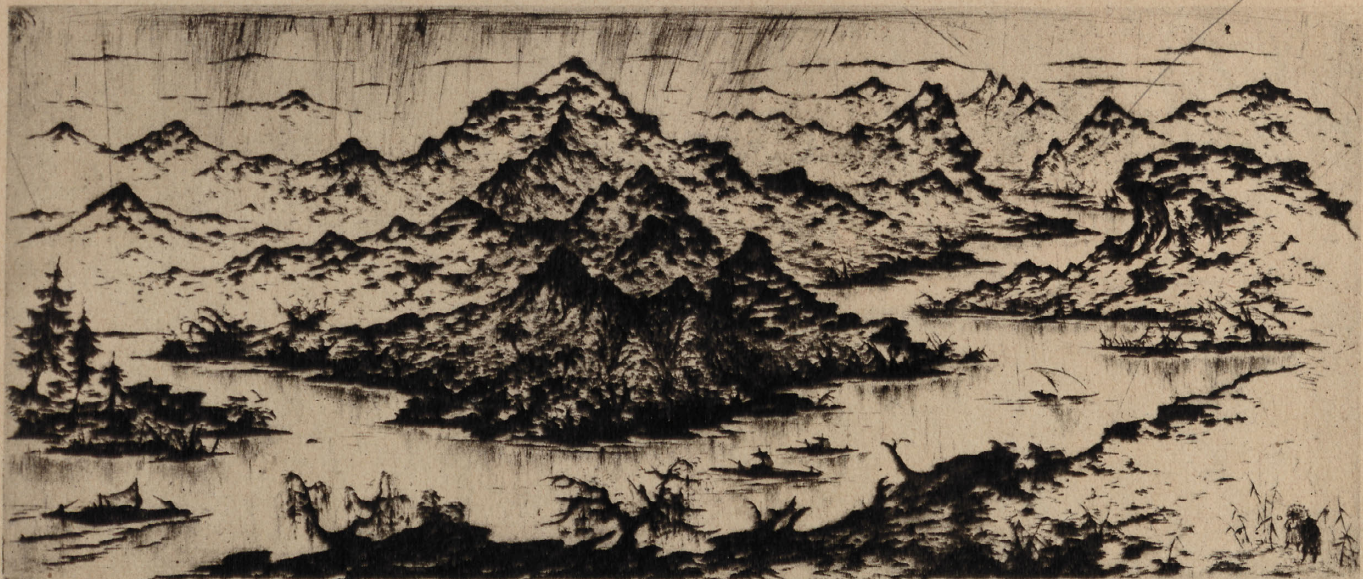
Sofern nun die Erdgeschichtsforschung einen zeitweise erhöhten Pulschlag im Wandel des Erdgeschehens zuzugeben gezwungen ist und dessen Ursache zu erkennen trachtet, gewinnt im Zusammenhang damit auch das Problem der Artveränderlichkeit als Kernpunkt aller Abstammungs- und Entwicklungsfragen an Erfolg versprechender Deutbarkeit.

3.

Wollen wir verstehen, warum das Erdbild der Vergangenheit wiederholten Klimastürzen (Eiszeiten) ausgesetzt erscheint und sich beispielsweise mächtige Steinkohlen-, Erdöl- oder Löslager bilden konnten, oder wollen wir begreifen, warum zu ihrer Zeit die Saurier, späterhin die Säugetiere und heute der Mensch für nacheinander sich ablösende Erdperioden charakteristisch sind, so richten wir neuerdings den Blick über die engere Erde hinaus und spüren jenen Einflüssen nach, die vom Weltall her unseren Erdstern trafen und noch gegenwärtig treffen. Wir ziehen die kosmische Umwelt der Erde zu Rate, betreiben eine kosmisch orientierte Erdgeschichtsforschung (Kosmogeo- und Kosmobio-logie), um einen rhythmisch erkennbaren Erdgeschichtsverlauf deuten zu können.

Wir verfolgen mit besonderer Aufmerksamkeit Vorgänge auf dem Sonnenkörper (Fleckentätigkeit), kosmische Strahleneinflüsse, elektromagnetische Anwirkungen von außen her und verwandte Dinge mehr in ihrem Parallelgang mit Erscheinungen des Lebens, des Wetters und mit einer durch Vulkanismus und Erdbeben gestörten Erdoberfläche. Wir halten etwa bei unserer nächsten Nachbarwelt, dem Monde, und spüren seinen Einflüssen auf die Erdfeste und die Lufthülle nach. Wir stellen die Frage, ob möglicherweise gelegentlich verstärkt auftretende kosmische Mächte den Erdstern in Urzeiten jene Revolutionen erleben ließen, deren Spuren der Erdkruste eingezeichnet blieben. Wir sind um so mehr zu dieser Frage berechtigt, weil alle Theorien, die den zu verteidigenden Rhythmus im Gang der Erdgeschichte mit abwechselnden Zeiten der Ruhe und solchen des katastrophalen Großgeschehens aus irdischen Vorgängen heraus zu erklären suchen, grundsätzlich versagen. Und indem wir versuchen, den Wirklichkeitsgehalt des die jüngere Erdurzeit in sich schließenden Sagenschatzes der Völker aller Erdteile zu ergründen, nähern wir uns hierbei dem überraschenden Ergebnis, daß schon eine fern verklungene Menschheit Erschütterungen des Erdballes erlebte, für die uns Gegenwärtigen und den Menschen der sogenannten historischen Zeit jedes Vorbild und jede Vorstellung fehlen.

Es bedarf keiner Frage mehr, daß hiervor das bisherige



Radierung von Hans Wolfgang Breuer

„Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag“
Faust I — Prolog im Himmel

Weltentwicklungsbild, das zur Auffassung eines stetig und katastrophal ungestört sich vollziehenden Werdeganges vom Weltennebel bis zum Menschenhirn gelangt zu sein glaubte, versagt. Unsere neuen Erkenntnisse erheischen schon eine neuartige Naturschau vom Weltenwerden und dem Schicksal der Erde im besonderen, da es noch immer das natürlichste Bedürfnis der forschenden und fragenden Menschheit ist, erlauchte und erforschte Teil Dinge zum begrifflichen Erfassen einer geordnet erscheinenden Ganzheit auszuwerten. Einen bedeutsamen Schlüssel zum Verständnis der erstrebten Ganzheit liefert nun unstrittig jene Welteislehre, deren theoretisch entwickelte Grundzüge von vielen bisherigen Ergebnissen unserer kosmisch orientierten Forschung bestätigt erscheinen.

4

Wenn Erdgeschichtsforscher heute fragen, ob vielleicht Wasser vom Weltraum her die Erde trifft, ob derart kosmisches Wasser, mit Mineralstoffen untermischt, bisweilen im größten Ausmaß zur Erde glitt und ihre Oberfläche modellierte, da ein Bestand von Wasser (Eis) im drucklosen Weltraum physikalisch möglich erscheint, so liefert erst die ein solches Fragespiel bejahende Welteislehre den entwicklungsgeschichtlichen Untergrund hierzu. Ein ewig waltendes Widerpiel von Glut und Eis löst ihr zufolge allen Formwandel des Welt- und Erdgeschehens aus, zeitigte den Ursprung unserer Sonnenwelt und der sie umlagernden Welteismassen. Und letztere insbesondere sind bedeutsam, da sie seit Jahrmillionen den Erdstern mit Wasser speisen, so daß die Erdoberfläche bis heute nicht zur Austrocknung und zur Vernichtung ihrer Lebensformen gezwungen war. Ein Hinweis auf meine Schriften „Welteis und Weltentwicklung“, „Welteislehre, ihre Bedeutung im Kulturbild der Gegenwart“ und auf das ausgezeichnete, vor kurzem erschienene Werk von J. E. Emerson „Die Welträtself gelöst“ muß hier genügen.

Wesentlich in erd- und entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht erscheint die im Gesamtbau der Welteislehre zwangsläufig fundierte Erkenntnis, daß die als Ebbe und Flut offenbar werdende Anwirkung unseres Erdmondes bei dessen allmählicher Annäherung zur Erde an Stärke gewinnt, ungeheure Flutverlagerungen und Zerrungen der Erdkruste auslöst, durch entsprechende Beeinträchtigung der irdischen Lufthülle eine Eiszeit verursacht und daß im Endergebnis ein zertrümmerter Mond zur Erde gleitet. Die Erde wird in der Folge mondlos die Sonne umschwingen, wie es in der Erdvergangenheit schon wiederholt der Fall gewesen ist, und zwar letztmals, als unser Jetztmond noch ein selbstständiges Planetendasein führte, d. h. die Sonne und noch nicht die Erde als deren Trabant umlief. Die Erde hat demnach mehrere Monde nacheinander befaßen, die bei jeweils genügender Erdnähe Eiszeiten heraufbeschworen, Gebirgsbau zeitigten, die das Material für unsere späteren Steintohlen flutbewirkt schichteten, die, kurz gesagt, zu Bildnern

unserer erdgeschichtlichen Formationen wurden, um ihren schließlichen Niederbruch zur Erde jeweils mit einer Sintflut zu quittieren. Zeuge der vom Vorgänger unseres Jetztmondes verschuldeten letzten Sintflut war ohne Zweifel schon der Mensch.

Dieser Ausblick enthält im Grunde alle Kernpunkte einer sich neu einstellenden Entwicklungslehre. Der Rhythmus im Erdgeschehen erscheint geklärt. Das Absinken von alten und das Aufblühen von neuen Lebensgeschlechtern mit formveränderten Merkmalen erscheint jeweils an eine Großkatastrophenzeit der Erde geknüpft, derweilen mondbedingte kosmische Einflüsse verschiedener Art sehr entscheidend die Erbmasse des Lebendigen treffen und sie richtungsgebend für spätere Neuformen gestalten. Da wir gegenwärtig an der Schwelle einer sich vorbereitenden neuen Katastrophenzeit der Erde stehen, erscheinen die augenblicklich vorhandenen Lebensformen Jahrtausende hindurch konstant, zeigen keine Neigung zu wesentlichen Abänderungen und setzen allen experimentellen Kunststücken des Menschen beharrlichen Widerstand entgegen.

Wenn ich erwähnen darf, daß ich durch einen methodisch getätigten Vergleich der geographischen Verbreitung versteinertungsundlich belegter Altlebewesen mit den von der Welteislehre geforderten Erdgeschichtszuständen und dergleichen mehr zu überraschender Einstimmigkeit gelangte, so war dies zum mindesten ein einwandfreier Weg, für eine sachwissenschaftliche Rechtfertigung der Welteislehre eine Lanze zu brechen. Und das will mir bedeutsam erscheinen bei allem sonstigen Respekt vor dieser genialen Weltanschauung, deren Schöpfer Hanns Hörbiger vor kurzem die Augen schloß.

5

Man könnte einwenden, daß eine zur kosmischen Ferne eilende und den Rhythmus alles Geschehens verteidigende Entwicklungsforschung lediglich den Gesichtskreis erweitert, im übrigen aber einer materialistischen Denkweise, die nunmehr auch das Lebensrätself in kosmische Perspektive rückt, erneut Vorschub leistet. Dieser Einwand wird schon dadurch hinfällig, daß unsere neue Naturschau nicht an die Ursprungsfrage der Welt an sich rührt, sondern in der Erkenntnis eines ewigen Auf- und Absinkens von Welteninseln und eines Gestirns, Erde, Mensch und Leben verbindenden Zusammenspiels Genüge findet.

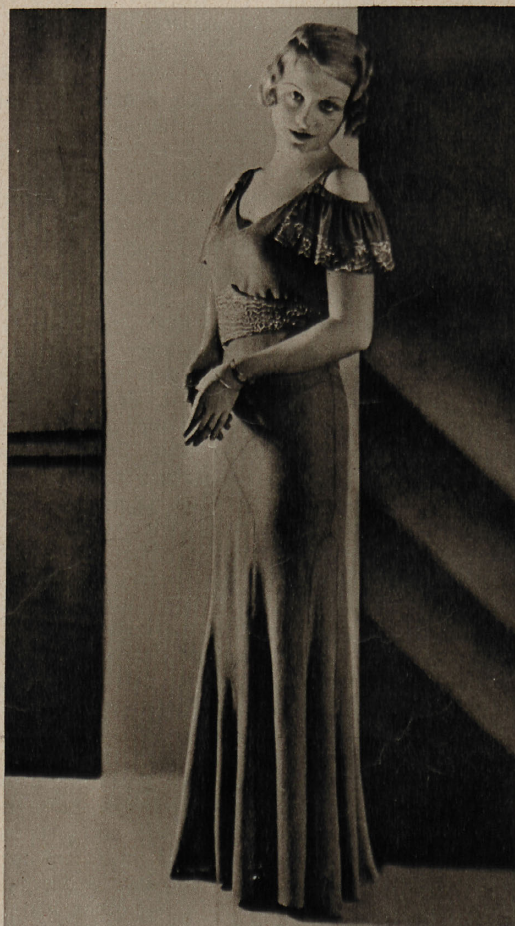
Wir fragen nicht, warum die Welt besteht und wie sie entstand, sondern decken die Vorgänge auf, die ihren Bestand gewährleisten. Damit sind wir Hüter jener Grenzen, die das Begriffsvermögen des Menschen, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, nicht überschreiten darf. Wir geben, wie unlängst u. a. der Universitätslehrer André mein Schaffen und insbesondere mein die Diagnose unserer geistigen Wiedergeburt stellendes Buch „Hörbiger, ein Schicksal“ umschrieb, „der Seele wieder ein Urverhältnis zur Wirklichkeit: die Verwunderung“. Wir verspüren mit anderen Worten endlich wieder ein Gottesgnadentum in und um uns, im Sternengang und Lebenslauf.

Die Dame am Abend



Kleid aus schwarzem Hammerschlag, dem neuen Modestoff, in schlanker Verarbeitung mit einseitiger Schultergarnerung und roter Samtblätterranke

Modell: R. M. Maaßen, Berlin



Mandelgrünes Abendkleid mit feiner Straßstickerei in sehr schicker, eleganter Linienführung, Gürtel in Empire-Taillenlinie

Modell: Irmgard, Berlin

Links: Weißes Abendkleid aus zweiseitig verarbeitetem Krepp-Satin

Modell: R. M. Maaßen, Berlin



Eleganter Abendturban aus weißem Velours-transparent mit Kopf aus gitterartigem Geflecht. Dazu passende Halsrüsche und schwarzer Schleier.
Modell: Altaba, Berlin



Rosa Abendkleid aus Bemberg-Seide mit geschlungenem Schalkragen
Aufn. von Becker u. Maaß
Die übrigen Aufnahmen von Cläre Sonderhoff



Links: Kleine aparte Pelerine mit Taschenmuff (Reißverschluß) aus weißem Breitschwanzplüsch. Am Muff wechselnd frische Blumen
Modell: R. M. Maaßen, Berlin

Bastler fliegen in den Himmel

Von Hermann Bousset

Es ist mir zu beobachten allemal eine Freude, wie unsere Dorfleute zuweilen eine ganz klare Empfindung für die Bedeutung des Wortes „Basteln“ haben. Nahe im Bergdorf ist eine Bäckerei. Da trete ich einmal in den Laden und sehe, daß seine Wände anstatt mit Honigluchsen mit lauter Handmalereien bedeckt sind. Die hintere Tür ist geöffnet, ich sehe in die kleine Wohnstube und durch sie hindurch in den Backraum — überall dieselbe Erscheinung: Bild an Bild in Lenzesfülle. Es sind bunte Zugschmalereien von ungeübter Hand, aber durchaus nicht schlecht. In den Ausstellungen habe ich schon weit schlechtere gesehen. Alles Landschaften, die ganze Bergwelt ringsum vom eigenen Haus und bunten kleinen Garten an bis hinauf zur Schneekuppe, über der schwere Wolken ragen. Der Stall des Nachbarn, die Wiese mit tausend Blumen, das Murrenbüschchen, der blühende Baum an der Landstraße, der Wald, der Berghang und wieder Wald in all seinem Ansteigen zur Höhe. Als Material für diese Malereien sind Pappdeckel verwandt. Man erkennt deutlich die Deckel von Butterkartons, Margarine- und Seifenkartons und sonstigem Schachtelwerk.

„Nanu“, sage ich zur jungen Bäckerfrau. „Sie haben hier wohl eine Kunstausstellung?“

„Nein“, antwortet sie lächelnd, „es sind keine Kunstbilder. Der Vater hat sich halt doch zur Ruhe gesetzt, wo wir das Geschäft übernommen, und der Vater bastelt halt.“

Wie sie das so sagt, liegt in dem Wort ein reizendes Gemisch von Verlegenheit, Schelmerei und Stolz.

„Er hat doch nichts zu tun, der Vater, und da hat er halt seine Freude am Basteln.“

Dieser alte Bäckermeister gesegneten Ruhestandes — wahrhaftig, ein echter Bergler! Ich sehe, wie er seine Margarine-deckel liebevoll mit seinen Farben bedeckt. Hier und dort guckt's noch verräterisch hervor: Rama — die echte Meister — Himmelskönigin . . . Die Himmelskönigin gefällt mir am besten als Hintergrund. Die Kartons werden genommen natürlich aus Sparfamkeitsrückichten; aber ich wette, nicht nur aus diesem Grunde, sondern zum anderen aus der urtümlichen Bescheidenheit des Bastlers: das Werk seiner Hand ist ja kein Kunstwerk — Seifenkartons sind gut genug für Bastelei.

Nie hat der Alte früher gemalt. Wann hätte er Zeit dazu gehabt? Noch weniger besaß er einen Lehrmeister oder irgendwen, der ihm Anleitung gab. Aber er hat ein langes, arbeitsreiches Leben hindurch hineingeschaut in seine Berglande der Heimat ringsum, hat die Seele des Landes in seine eigene Seele gezogen, all die lange, lange Zeit. Ist rein trunken vom aufgespeicherten Schönheitsglück dieser seiner Welt. Und die Gotteswelt antwortet: Du hast mich ja, hast mich in dir, nun mach mit mir, was du willst! . . . Und der Alte bastelt, ist geschäftig in einem Zug und wird nicht eher seinen Lebenstag beschließen, bis nicht der letzte Berg gemalt ist. Und ist der gemalt, wird er wieder anfangen mit der ersten Lenzesblume im Garten . . . Ein Bastler.

*

Aus dem ist ersichtlich, daß Basteln seiner Seele nach mit wirtschaftlicher Arbeit und Verkaufsware nichts zu tun hat. Gleich wenn im Handel der Hauch abgelöscht würde, wie einer Frucht zarter, weicher Flaum den Griff der Hand nicht erdulden kann. Dennoch greift zuweilen eins in das andere über und wird auch innerlich eins. In der Winterwende, wenn die Schneeschmelze so recht schön im Gange, alles im Fluß ist und im Dreck steckt, kommt allweil ein Fuhrwerk vorgefahren mit prächtigen Pferden, die stolzes, blinkendes Geschirr tragen. Der große Planwagen ist beladen Schicht um Schicht wie mit einem lustigen Turm, in den hundertfach Schießscharten eingebrochen, mit lauter Harken, sauberste, hellleuchtende Ware. Harken bei Harken, dies unentbehrliche Gerät des Garteneigners und Landwirts. Wenn das Gefährt anlangt, ist es einem, als führe mit ihm gleich der Lenz: Gartenarbeit — Feldarbeit! Und wenn man sich nun diesen kühnen Bau der ineinander geschachtelten Harken in ihren Mehr-

hundert ansieht und dann wieder eine einzelne mustert, ihre paar Duzend gespitzte und eingesezte Stifzähne — alles so sauber und akkurat, tüchtigste Arbeit eines unermüdblichen Schnitzlers und Spanarbeiters!

„Nun ja“, sagt der Händler, und sein Auge streichelt wie liebkosend seine Ware. „Wir haben halt im Winter tüchtig gebastelt. Saubere Arbeit, da halte ich drauf, das habe ich vom Vater selig, und der hat es von den seinen — Plunderzeug schafft keine Freud! Wir sind halt fünf Mann hoch, das heißt mit den Weibsleut“, da schafft sich schon was!“

So gibt es doch noch eine gesunde, gesegnete Heimarbeit, die Familientradition geworden und mit ihr im Heimatboden verwurzelt . . . Eine Bastelfamilie.

Ich sage zu meiner Frau: „Wir brauchen auch eine Harken, gelt?“ Die Gattin meint: „Mann, wir könnten wohl zwei gebrauchten?“

Sie wird wohl das, was ich empfand, in doppeltem Maße empfunden haben — und wir kaufen zwei Harken. Aber die Bastelei ist so schön, so sauber, so wohlriechend, und ich muß meine Frau übertrumpfen.

„Frau, wir kaufen noch eine Harken, eine Puppenharken fürs Enkeltochtling!“

Drei Lenzesharken.

Im Herbst kommt dasselbe Gefährt, nein, schon in der Sommerwende, wenn das Obst sich mit farbigen Bäckchen ausstaffiert. Auf dem Wagen sind jetzt aber keine Harken, sondern Leitern für die Obsternte. Dieselbe saubere Arbeit. Nun kann man entlangzählen an den Sprossen und Sprosse um Sprosse, gleich Schritt um Schritt, den Weg der fleißigen Arbeit verfolgen. Einige Leitern sind so lang bald wie Himmelsleitern; es müßte etwas Herrliches sein, auf so einer immer höher zu steigen bis in die Wolken hinein, in denen Schlösser gebaut werden, oder zunächst auf den Apfelbaum, der ist auch sehr hoch. Doch wir können keine Leiter kaufen, die geht in zu hohe Dimensionen und zu gefährliche Tiefen des Geldbeutels, und für Enkeltochtling ist das Steigen auch zu gefährlich. Sie ist erst neulich heimlich auf das Dach geklettert.

„Dieses Mal leider nicht, Meister, das Geschäft läßt sich halt nicht machen . . .“

Ich sehe den Leitern nach mit heimlichen Sehnsüchten, schaue und schaue, solange ich noch Sprossen sehen kann. Was soll das? Bozu? Ich sinniere: Wir klettern ohne Leiter in den Apfelbaum, hoch und immer höher, und oben, im höchsten Baumwipfel, träumt man von der alttestamentlichen Himmelsleiter, und bei der Träumerei verschwindet ein Apfel nach dem anderen in der Hosentasche. — Ach so, das ist ja nun freilich eine Erinnerung von lang her. So lang wohl wie des Bastelhändlers schönste Leiter. Wann war es doch? Fünfzig Jahre und mehr liegt die Zeit zurück; aber der Apfelbaum steht noch heut, blüht und trägt immerdar noch seine Früchte. Und solch Werden und Vergehen ist ja allezeit der Träger der Erinnerung.

Doch laß ab von Apfelbaum und Jugendträumen! Bleibe im Lande und nähre dich redlich, im Lande der Gegenwart und Wirklichkeit! Indes, ich kann es nicht hindern, wenn dieses Land der Berge zuweilen zum Märchenreich wird.

*

Im kleinen Häusergarten beim Nachbarn steht unter blühenden Bäumen auf hoher Stange ein Wetterhäuschen. Ein richtiges Häuschen mit Tür und Fenstern und buntbemaltem Puppenstubenglück. Am Häuschen ein Flügelpaar — sintemal es kein Erdenhäuschen ist —, das jetzt der Wind mit Schnurr und Sang gar lustig um und rum dreht mitsamt dem Puppenstubenglück. In der offenen Tür steht ein Figürchen, ein Müllermännchen, und neben ihm ein grauer Esel. Das sind die Wettermacher. Einer steht immer draußen, und der andere drin. Ist das Wetter schlecht, ist der Esel draußen, weil es eben ein Esel ist. Der Vorraum des Hauses, wo alleweil das Wetter gemacht wird, ist nach

außen abgeschlossen mit einem Zaun, und in ihm steckt — wie die Glaskugel im Bauerngarten — ein riesengroßer, blinkender Edelstein. Kann auch Halbedelstein, kann auch Glas sein; aber fein geschliffen ist er, so daß die Sonnenstrahlen mit ihm spielen können und alles ringsum bunt und strahlend machen: Müller und Esel und das ganze Häuschen.

Ein paar Schritte weiter am Strudelbächel, das am Haus vorbeiführt, ist wieder ein Stück Märchenland. Da dreht sich ein kleines Wasserrad im Rhythmus der Wellen, und in eben dem Takt tanzen die geschnittenen Figürchen, die auf den Schaufeln des Rades aufsitzen, immer auf und nieder. Sie haben ein ewiges Erzählen mit dem Wasser und eine ewige Sehnsucht, mit ihm hinzugleiten. Hinab, hinab — wohin? Weiter! Und wo ist ein Ziel? — Im Meer — und weiter — wohin denn? Wenn das Meer dunstet, steigt es im Hauch an den Himmel. — Und wenn der Himmel sich öffnet, tropft segnend der Regen; der rinnt von den Bergen, und das Rinnthal sucht sein Bächlein — das Bächlein kommt gefahren — . . . Und richtig, da sind sie wieder, die Märchenmännlein am Wasserrad in ihrer Dorfheimat. Was sie nicht alles zu erzählen haben, im Dorf und drinnen im kleinen Häuschen!

Wetterhäuschen und Wellenrad und seine sehnsüchtigen Figürchen, alles hat der Sohn des Häuslers gebastelt, um dem Weh und den Qualen arbeitsloser Zeit sich zu entwinden. Und so ward aus dieser Not ein lauschiges Wegstück im Märchenland, und wieder mehr als das, pure Wahrheit und Wirklichkeit: die Verkörperung der Sehnsucht des Menschen nach Arbeit. All die viele Mühe der Bastellei legte sich wie ein linder Trost und ein heimliches Lenzeshoffen in die Seele eines Menschen.

Der rechte Bergbaster bastelt auch mit dem Tode und nimmt ihm, indem er ihn richtig verbastelt, seine Schrecken. Und das war so:

*

Unten in unserem Dorf, ganz im letzten Eck, wohnte der alte Geisler. Der war Tischler. Da er keine Kinder hatte, lebte er mit seiner Frau in seinem kleinen Häuschen, betrieb getreulich sein Handwerk Jahr um Jahr und Jahrzehnt um Jahrzehnt. Und je älter die beiden wurden, desto mehr hatten sie sich ineinander eingelebt. Die Welt da draußen ging sie wenig an, sie lebten für sich, und das war ihnen genug. Aber einmal nimmt auch das stillste Glück ein Ende. Der Alte legte sich nieder und starb. Die Alte verschloß die Tür und verhängte die Fenster und ließ sich vor niemandem sehen. Das ging einen Tag und den zweiten. Und als der herum war, kam der Totengräber wegen der Anmeldung. Doch er klopfte vergeblich; die Alte antwortete nur hinter der Fensterlade, daß sie keine Zeit habe, man solle gefälligst warten. Da meinten die Leute, die Alte ist irre geworden, und man schickte den Totengräber am dritten Abend wieder. Da ließ ihn die Alte ein. In der Wohnstube stand neben dem Bett der Alten sauber und schön aufgebahrt ein Sarg, und in ihm lag der Tote in weiße Linnen gehüllt und in den gefalteten Händen ein Sträußchen. Die beiden Alten hatten noch die drei Tage zusammen gelebt, auch im Tode. Und die Alte hatte ihm das als Wegzehrung gegeben, was sie von ihm gelernt und was sie getrieben all die Jahre, die vielen Jahre und Jahrzehnte, die Arbeit, die saubere, schöne Tischlerarbeit. . . Sie hatte ihrem Alten den Sarg getischlert und jetzt eben war sie fertig geworden. Sie hatte gebastelt und in aller Schlichtheit und ohne alle Wehleidigkeit ihr Letztes und Schönstes gegeben. Und als man den Mann begraben hatte, da blieb die Alte beim Basteln und zimmerte gleich einen zweiten Sarg. Den baute sie in der Stube auf, und da blieb er stehen. Und es dauerte nur ein paar Monate, da legte man die Alte auch in den Sarg. Und so war die Alte wieder eins geworden mit ihrem Alten da droben, eins in der Arbeit ihrer Hände. . . Bastler fahren in den Himmel!

In einem Löwenbergischen Dorf starb im Vorjahr der Letzte seines Stammes, ein alter, zweiundachtzigjähriger Handweber. Der hatte wohl an die siebzig Jahre an dem Webstuhl gefessen, Leinen gefertigt und alles wie in des Herrgotts Ewigkeit hineingewebt. War eins geworden mit dem Klappern seines Stuhles, mit des Weberschiffchens unaufhörlichem Gang, auf und ab. War auch ein Meister in seiner Arbeit geworden und ein Künstler im Hungern auch, denn unsere Bergweber haben allzeit Halbpant mit dem griefen Hunger gemacht. Erst ging's mit der derben Vinnenware für Handtücher und Bettzeug; als die Maschine dieser Arbeit das Brot nahm, stellte sich der Weber auf das

feine Damastkleinen ein, und manches schöne Blumen- und Sternmuster hat er in die Fäden verwoben. Aber die große Maschine lauschte mit emsiger Gier auch diese Kunst ab. Der Handstuhl kam wieder ins Hintertreffen und blieb in ihm. Um Vorteil zu gewinnen, ward der späte Abend zu Hilfe genommen, und oft zog das dumpfe Klappen der Bälge in schwermütigen Tönen auch durch die Nacht. Der Weber hielt durch, bis er ein Greis geworden und die Jahre gleich auf die Achtzig gingen. Da versagte das Beinwerk seinen Dienst zum Treten der Bälge, die Hände wurden zu steif, um den Faden zu führen, und die Augen waren verschleiert unter den ewigen Rotationen des glänzenden Linnens. Das Tagwerk war getan. Der Alte saß auf Altenstuhl; aber er saß an seinem Webstuhl, und der begann zu erzählen von all der vielen Jahre vieler Arbeit. Das war ein eigenartiges Erzählen, in dem Takt und Rhythmus, Gesang und Melodie war. Ein großes und wehshönes Lied. Und wie der Webstuhl es allzeit gewesen, ward nun auch das Lied mit dem Alten eins. In ihm ward Kopf und Hände und ward die Seele eins — und der Alte begann zu basteln. Er fing an, seinen alten, klapperigen Stuhl nachzubauen, ein kleines, lustiges Modell, getreu bis ins Letzte, zu schaffen mit all den Balken und Bälgen, mit all den Schiffchen, Gurten und Federn und mit der wurmstichigen und zerfessenen Bank, auf der er all die Zeit gefessen. Zwei Jahre hat er gebastelt, und dann war er fertig. Abgeschlossen war nun alles in diesem seinem Werk und seinem Lied, und unter beidem legte er sich schlafen zur ewigen Ruhe. In seinem Kram fand man ein Testament, mit ungelenkter, großer, aber deutlicher Schrift geschrieben. Was hatte der alte Hungerleider, der Weber und Bastler zu vermachen? Er hinterließ das Modell seines Webstuhls, seine Bastellei, dem Heimatmuseum der Stadt Löwenberg. Und heute darf man sich in dem Museum dieser Bastellei freuen, dieses ergreifenden Zeugnisses, wie ein armer Schlucker sich höchstes Heimatsrecht erwarb. Wer recht lauscht, hört noch heute aus dem Bastelwebstuhl das Lied eines Lebens.

*

Noch muß ich bei meinen alten Bastelleuten bleiben und von ihrem Bastelschicksal erzählen. In einem Dorf am Landesunter Ramm war jahrelang einer der Insassen des Asyls, auf dessen Tor steht: „Pflege für Alte und Pechhaste“, der Bahner. Der hatte ein schweres Venenleiden und mußte die meiste Zeit liegen. Sein Zeitvertreib und sein Trost war seine Handharmonika, die er trefflich spielte, und die ihm zum Dank Lied für Lied vorschnurrte in dem wehleidigen Klang dieses primitiven Instrumentes. Dem Bahner steckte, wie so vielen schleichenden Berglern, die Musik in Ohren, Fingern und Nerven. Er spielte Lied um Lied. Lauschte dem Orgelklang, der zu ihm aus der nahen Kirche drang, Choräle und Fugen ab, und den Dorfmusikanten, die dann und wann auf der Straße ihr seltsames Konzert gaben, alles, was sie an Melodien hatten, fing den Gesang der Kinder auf, so daß sein musikalischer Schatz vom Choral bis zum Volkslied und zum Gassenhauer reichte. Alles war ihm recht, er spielte sein „Nun danket alle Gott“ mit warmer Inbrunst und mit eben derselben melancholischen Wärme das „Ich bin ja heut so glücklich — so glücklich“ — das ihm ein Mädel aus dem Kino zugetragen. Das Leiden des Mannes ward immer schlimmer, das offene Bein immer schmerzhafter, und man meinte, der Alte würde es nicht mehr lange machen. Auch die Spiellust schien abzunehmen, er entlockte seiner Leier meist nur langgezogene Klageklänge. Die Sache war aber ganz anders. Als einem rechten Bergler im schweren Leid war dem Alten das Sinnieren gekommen, und er grübelte und grübelte über die Herkunft all seiner Lieder, die örtliche Herkunft, wie denn es möglich sei, daß sie alle aus dem alten Harmonikaklapperkasten kommen könnten. Er untersuchte den Kram, löste ein paar Klappen, ein paar Ventile, ein paar Leinenfalte, um das Ding von innen zu sehen und zu studieren, wie das nach außen wirkte. Die Leute sagten: „Nun ist's alle, der Alte vermurzt sich seinen Kasten.“ Aber er verhandelte ihn nicht, sondern er fing an zu basteln und begann aus Pappen und Lappen, Knöpfen, Drähten und Haken sich eine neue Orgel zu bauen; sie sollte viel schöner werden als die andere. Es war ein schweres Ding. Und wieder hat der Alte an seinem Werk jahrelang gebastelt, ist rein närrisch geworden vor vielen Enttäuschungen und rein närrisch vor Freude über das endliche Gelingen. Der merkwürdige Dudelsack ward fertig, und was der für Lieder singen konnte — man sollte es nicht glauben. Der Alte behauptete, sie seien viel schöner als

die anderen vordem. Man konnte anderer Ansicht sein; nein, man konnte es nicht, denn ihm waren sie eben doch viel schöner. Sie waren so schön, daß ihre Melodien den Abendfrieden senkten über die Tage, die nun letzter Heimkehr zuschritten. Als es mit dem Alten zu Ende ging, verlangte er, daß man ihm sein Instrument aufs Bett lege. Und dann versuchte er mit zitternden Fingern die Ventile niederzudrücken und mit erstarrender Hand die Klappentaschen aufzuziehen. Es war nur ein klägliches Stöhnen und Winseln, das das Instrument von sich gab. Aber Töne waren es doch, seine Töne, und der Herrgott — der große Bastler — sammelte sie, tat sie alle zusammen, band sie zu einem gar friedamen Sterbelied.

*

Nun habe ich so viel von alten Leuten erzählt, daß man schier glauben könnte, die Basterei sei doch recht eigentlich die Sache der Greise und nur so etwas zum Abtakteln. Doch das ist nicht so. Und darum muß ich zum Schluß noch wieder auf die Jugend kommen und ihre Basterei. Die ist anders als die der alten Leute, anders auch in ihrer Zielsetzung; aber Basterei ist es doch. Ich sagte schon, daß Basteln wenig mit wirtschaftlichem Wertgut zu tun habe, mit Verkaufsobjekten, zeigte aber auch an Harke und Himmelsleiter, daß es Ausnahmen gäbe. Man sollte meinen, daß aber echte Bergbasterei mit modernem Kram, mit Technik, mit physikalischen Gelehrsamkeiten und Kniffen nun schon rein gar nichts gemein habe. Doch wieder ist es nicht so, gleich werden wir es sehen.

Da liegt am Südhang des Boberfahbachgebirges ein Dorf, das vordem seinen gesegneten Dornröschenschlaf hielt, das heißt Grunau. Und nun ist sein Name schon durch alle Gaue gegangen und wird bald Weltruf haben. Oberhalb des Dorfes steht eine große Halle, stehen Schuppen und Werkstätte und Lauben. Und das alles ist das Reich der Segelfliegerei unserer schlesischen Berge. So ist es, und ich lasse es mir gar nicht nehmen: Ein Segelflugzeug ist Basterei im tiefsten und schönsten Sinne. Gewiß, um so ein Ding zu bauen, dazu gehören viele physikalische und mathematische Kenntnisse; aber es gehört dazu ebensoviel praktische Veranlagung, Instinkt und mehr noch: eine Fülle des Sinnierens. In so einem Werk liegt etwas ganz Besonderes: ein Schaffen aus dem Unterbewußtsein, ein Sehnen und Ver-

langen der Sinne und der Seele, ein Eggefiorgedanke, ein in hundertfachem Mißlingen immer erneutes Ringen aus der Dämonie urchimlicher Kräfte heraus — nur so wird der Segler. Ihn treibt ja keine Maschine, ihn heben und treiben Luft und Winde, er ist ein Übererdending schon in der Seele des Erbauers, des Bastlers. Und unsere schlesischen Jungens der Berge haben es geschafft. — Wie sind wir stolz auf unsere Bastler!

Vor acht Jahren war es, da veranstalteten wir in Krummhübel in unserer Frühlingswoche die erste Konkurrenz der Segler der Rüste. Ach, du mein Gott — es war eine eigentümliche Sache.

Ein Flugzeug hing an der Decke unseres Vortrags-saales. Da hing es gut und geruhig, hinaus in die Rüste wagte es sich nicht. Dann waren da so an zwanzig Modelle, allerliebste Dinger, gebastelt aus Stäbchen, Leinen, Karton und Pappe. Eine sehr windige Sache. Die Konkurrenz ging los. Die Jungens brachten ihre Basteleien an die Sprungschanze, von dort sollten ihre Segler abfahren hoch in die Rüste.

Einige taten gar nichts, einige hüpften in Frochsprüngen die Schneeschuhbahn hinunter, ein oder der andere der Segler ward ein paar Meter hochgewirbelt, einer war ganz kühn, wollte über Baumwipfeln schweben, verfing sich aber im ersten Gipfel. — Und das war alles.

Wahrhaftig, aller Anfang ist schwer! Aber nur nicht nachlassen, nur weiter probieren und weiter sinnieren — weiter basteln!

Und heute?! Welch ein schier überwältigender Anblick, wenn so ein Segler vom Ramm des Gebirges herniederfährt, über dem Talgrund schwebt und sich in weiten Kreisen langsam herniederwindet!

Oder noch schöner, wenn so ein Bergvogel stundenlang im Talkessel kreist und dann mit weiten Schwingen sich empor-schraubt am Hochhang der Berge. Kein Motor knattert, kein Rärm. Es ist ein Gleiten und Steigen im Hauch, im Odem der Rüste — es ist ein ganz Einswerden mit den himmlischen Sphären, ein Einklang in den großen Schöpferhythmus der Natur. Das Schönste und erhabenste Schauspiel: Dieser Segel-flug . . . Basterei!

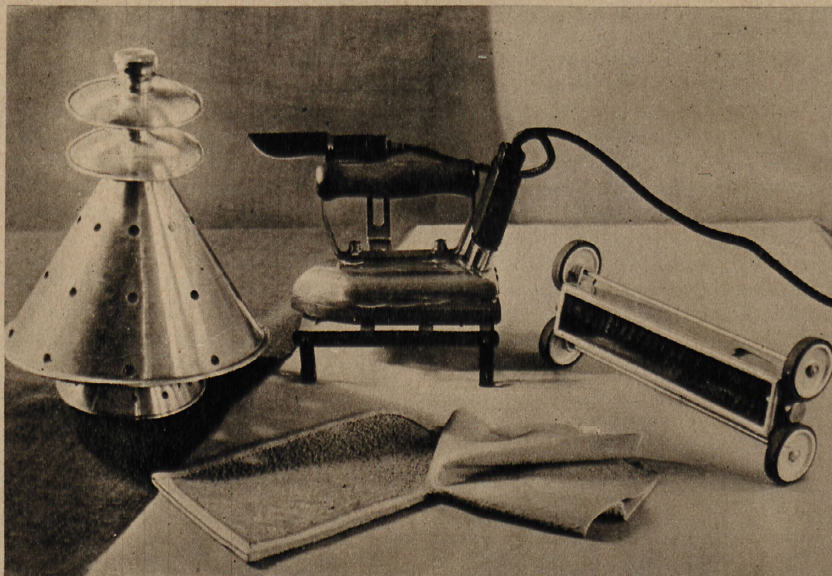
Bastler fliegen in den Himmel!

Die Technik macht's der Hausfrau leichter!

Von Traute Walther * Mit Aufnahmen der Verfasserin

Die Technik findet in dem weitverzweigten Gebiet des Haushalts immer wieder Möglichkeiten, durch sinnvolle Erfindungen und Verbesserungen der Hausfrau die Arbeit in ganz erheblichem Maße zu erleichtern.

Der Lepidas-Wäscher macht aus jedem vorhandenen Waschtopf oder Kessel eine selbsttätige Waschmaschine. Infolge seiner sinnreichen Konstruktion saugt und sprudelt er die Seifen-lauge hundertmal in der Minute durch die Ge-webe der Wäsche und ersetzt der Hausfrau eine teure Waschmaschine. Der Lepidas wird in zwei Größen geliefert, der Großwäscher ist 36 Zentimeter hoch, der Kleinwäscher 26 Zenti-meter. Besonders der letztere wird vielen Hausfrauen willkommen sein für kleine Wäsche in der Küche, zum Beispiel Babywäsche, die man nicht immer gleich in der Waschküche waschen will. Der Apparat arbeitet ganz ohne Motor und Strom, schont die Wäsche und er-übrigt jedes Nachwaschen mit der Hand. Dabei sei der praktischen Neuerung beim Plätten ge-dacht: des Lunex-Bügellichts, das mit Schnur und Stecker an jedem elektrischen Bügeleisen an-gebracht werden kann. Es hat voneinander un-abhängige Schaltungen für Licht und Strom, so



Lepidas-Kleinwäscher,
Lunex-Bügellicht und
Ro-Dü Staubsaugeransatz

daß das Bügellicht brennt, auch wenn das Eisen abgestellt ist. Das Lunex-Licht gibt eine schattenlose Tageslichtbeleuchtung und schon die Augen der Plätterin. Außerdem spart es bedeutend an Strom, weil die Lunex-Birne nur winzig klein ist.



Melitta-Schnellfilter mit Papierformen, Auflegering und Tassenmaß nebst Luchs-Meßbecher

Der neue Staubsaugeransatz „Ro-Dü“ mit der sich drehenden Bürste verhilft dem einfachsten Staubsauger zu erstaunlichen Leistungen. Er hat ein Universal-Paßstück, mit dem er an jeden Staubsauger angeschlossen werden kann. Viele Hausfrauen beklagen es, daß sie bei ihren Staubsaugern nach dem Absaugen der Teppiche immer noch Haare, Fäden und Fusseln extra aufheben müssen. In solchen Fällen schafft der Ro-Dü-Ansatz sichere Abhilfe, der spielend leicht Fusseln aufnimmt und die Staubsaugerwirkung erhöht.

Kaffeefilter gibt es schon in solcher Menge, daß man kaum noch eine Neuerung auf diesem Gebiet besprechen möchte. Und doch muß man dem Melitta-Schnellfilter besondere Vorzüge zubilligen. Er hat vor allem keine glatten Wandungen, an denen das Filtrierpapier festklebt, ohne zu filtrieren, sondern ist innen gerillt. Dadurch wird ein sehr schnelles Filtrieren ermöglicht, weil der Kaffee auch an den Filterwandungen filtriert wird, nicht nur durch den Boden. Der Wasseraufguss passiert den Melitta-Filter augenblicklich, man braucht also nicht mehr endlos zu warten, bis das Kaffeewasser durchgelaufen ist. Auch das Melitta-Filtrierpapier ist von besonderer Form und Prägung, was ein müheloses Einlegen mit dem Papiereindrücker gestattet. Der Melitta-Filter selbst ist aus Porzellan und paßt auf jede Kanne. Für besonders

geformte Kannenöffnungen, zum Beispiel ovale, wird ein Auflegering mitgeliefert.

Der Meßbecher „Luchs“ ist so denkbar praktisch und bequem, daß man sich nur wundert, weshalb er nicht schon viel früher erschienen ist. Er hat innen verschiedene Skalen für die beim Kochen am häufigsten abzuwiegenden Dinge, wie Zucker, Mehl, Grieß, Erbsen usw. Jede einzelne Skala geht bis 250 Gramm. Er kostet nicht viel und erspart der Hausfrau das lästige Abwiegen.

Weiter sei noch der neue, reizende Klapptisch „Praktikus“ erwähnt, der seinen Namen mit Recht verdient, denn man kann ihn schlechtweg überallhin mitnehmen und aufstellen: ins Auto, Boot, auf den Balkon, neben Couch, Sessel oder Bett, als Spiel- und Teetisch usw. Er ist gegen Hitze und Feuchtigkeit unempfindlich, einfach in der Handhabung, sehr leicht und nimmt, zusammengeklappt, nur ganz geringen Platz weg.

Frische Brötchen können wir jetzt auch am Sonntag essen. Der Dampfbröster „Frischgebäck“ ist ein billiger kleiner Apparat, der die altbackenen Brötchen wieder knusprig macht. Er kann auf jeder Heizfläche, Gas, Spiritus usw., Verwendung finden. In die Vertiefung der Blechplatte gießt man etwas



Der Klapptisch „Praktikus“ auf- und zugeklappt

Wasser, legt das Gebäck auf das Gitter und bedeckt es mit einem umgestülpten Topf, bis das Wasser verdampft ist. Dann nimmt man den Topf ab und läßt das Gebäck bei Fortdauer der Flamme schön knusprig werden, was bei ein- oder zweimaligem Umdrehen schnell geschehen ist.

Der Floreat-Kochtopfdeckel verhindert das Überkochen der Speisen. Er ist in zwei Größen zu haben, jede Größe paßt auf mehrere Töpfe. Man setzt den Floreat-Emailldeckel statt des gewöhnlichen Deckels auf den Kochtopf. Fangen die Speisen nun an zu kochen, so heben sie den leichten, kleinen Aluminiumdeckel hoch, laufen in den Emaillering, wo sie sich abkühlen und gleich wieder in den Topf zurücklaufen. Bei Speisen, die leicht eine Haut bilden und schnell hochschießen, wird der Aluminiumdeckel nicht aufgelegt, damit die Haut beim Hochgehen durch den Rand der Deckelöffnung gleich zerstört wird.

Welch mühselige, schmutzige Arbeit war im Haushalt bis jetzt



Frischgebäck-Röster und Floreat-Deckel



Aus der Ausstellung „Für die Hausfrau“ bei Albert Rosenhain, Berlin

Silberpflege mit Manolit-Tabletten

das Silberputzen! Es erforderte einen Zeitaufwand von Stunden mit starkem Verbrauch von Putztüchern, die nach dieser Prozedur kaum je wieder zu reinigen waren. Eine Arbeit, die außerdem die Hände sehr angriff, wenn man diese nicht durch Gummihandschuhe schützte. Und wie einfach, sauber und hygienisch einwandfrei vollzieht sich die häusliche Silberpflege jetzt mit dem Manolit! Das mit Manolit behandelte Silber wird tatsächlich wie neu, es gibt keine mit Putzmittelrückständen verschmierten Riefen und Rillen mehr.

Die kleine, preiswerte Manolitplatte ist eine einmalige An-

schaffung und in ihrer gefälligen Verpackung ein hübscher und sicher sehr willkommener Geschenkartikel für die Hausfrau. Die Handhabung ist denkbar einfach. Man legt die Platte mit den dazugehörigen Tabletten, eine Tablette je Liter, in eine Schüssel mit heißem Wasser, das zu reinigende Silber in dieses Bad, und zwar so, daß es mit der Platte eine direkte Berührung hat. Nach einer halben Minute ist das Silber wie neu und man braucht es nur noch mit einem weichen Tuch abzutrocknen. Silberputzen mit Manolit greift weder Metall noch Hände an und pflegt das Silber, auch versilberte Gegenstände.

Berufsberatung für die Frau

Reformhaus oder Sprechstundenhilfe

Ich bin 20 Jahre alt, Waise, seit 2½ Jahren stellungslos, habe die Handelsschule besucht, war dann 2 Jahre im Geschäftshaus tätig, konnte aber dort meine kaufmännischen Kenntnisse nicht vervollkommen und habe daher keine Anstellung mehr im Büro gefunden. Leider bin ich auch etwas mangelnd, hatte die Mühe, mich bei einem Arzt als Helferin zu betätigen oder in einem Reformhaus zu arbeiten. Auf welchem Gebiete könnte ich mich noch betätigen, wohin muß ich mich wenden?

A. S., Hannover

Über die Möglichkeiten, in einem Reformunternehmen zu arbeiten, haben wir in Heft 33 dieses Jahrgangs Auskunft gegeben, über die Laufbahn der Sprechstundenhilfen in Heft 26. Da Sie noch sehr jung sind, möchten wir Ihnen, wenn die Mittel dazu vorhanden sind, zu einer gründlichen Ausbildung raten, da der Wettbewerb auf allen Gebieten durch ein starkes Angebot an vollausgebildeten Kräften erschwert ist. Wer heutzutage eine Sprechstundenhilfe braucht, findet genug unbeschäftigte Krankenschwestern und technische Assistentinnen für diesen Zweck, es sei denn, daß private Beziehungen ihn veranlassen, auf Grund freier Vereinbarung eine ungelernete Helferin einzustellen und anzulernen. Immerhin könnten Sie sich an den „Bund deutscher Ärztinnen“ wenden, um sich zu erkundigen, ob für Sie eine Möglichkeit besteht, anzukommen. Anschrift für Hannover: Dr. Marie Großke, Arnswalder Straße 31. In Betracht käme außer den von Ihnen in Aussicht genommenen Berufen u. a. derjenige der Zahnärzt-

lichen Helferin, über den wir in Heft 28 Auskunft gaben; auch an die Tätigkeit der Apothekenhelferin wäre zu denken, da Ihre Handelsschulbildung Ihnen hierfür zuktatten käme. Die für dieses Fach benötigten Kräfte werden in einer Apotheke angelernt (gewöhnlich sechs Monate) und beziehen während dieser Zeit Taschengeld. Vorzuziehen ist auch hier die neuerdings von einigen Apotheken eingeführte zweijährige Lehrzeit mit regelrechtem Lehrvertrag. Wir empfehlen Ihnen Rücksprache mit der in Ihrer Stadt befindlichen Ortsgruppe des „Verbands deutscher Apotheker“. Endlich geben wir Ihnen noch die Anschrift des Landesarbeitsamtes Niedersachsen: Hannover, Schlagerstraße 55, in dessen Abteilung Berufsberatung Sie sich weitere Anregungen für Ihre Berufswahl erbitten können, falls die obigen Vorschläge nicht zum Ziele führen.

Frau im Werbefach

In einem Aufsatz über dieses Thema erwähnten Sie einen „Verband der werbetätigen Frauen Deutschlands e. V.“. Wo kann ich nähere Einzelheiten über diesen Verband erfahren?

Ch. S. in Stolp

Die Anschrift des Verbandsbüros ist Charlottenburg 9, Leipzigerstraße 2. Lassen Sie sich einige Probenummern der vom Verband herausgegebenen Mitteilungen kommen, aus denen Sie alles Wissenswerte entnehmen können! Vorsitzende des Verbandes ist Frau Paula Samoj, die sich mit Erfolg für die Förderung der weiblichen Kräfte in der Reformarbeit einsetzt.